

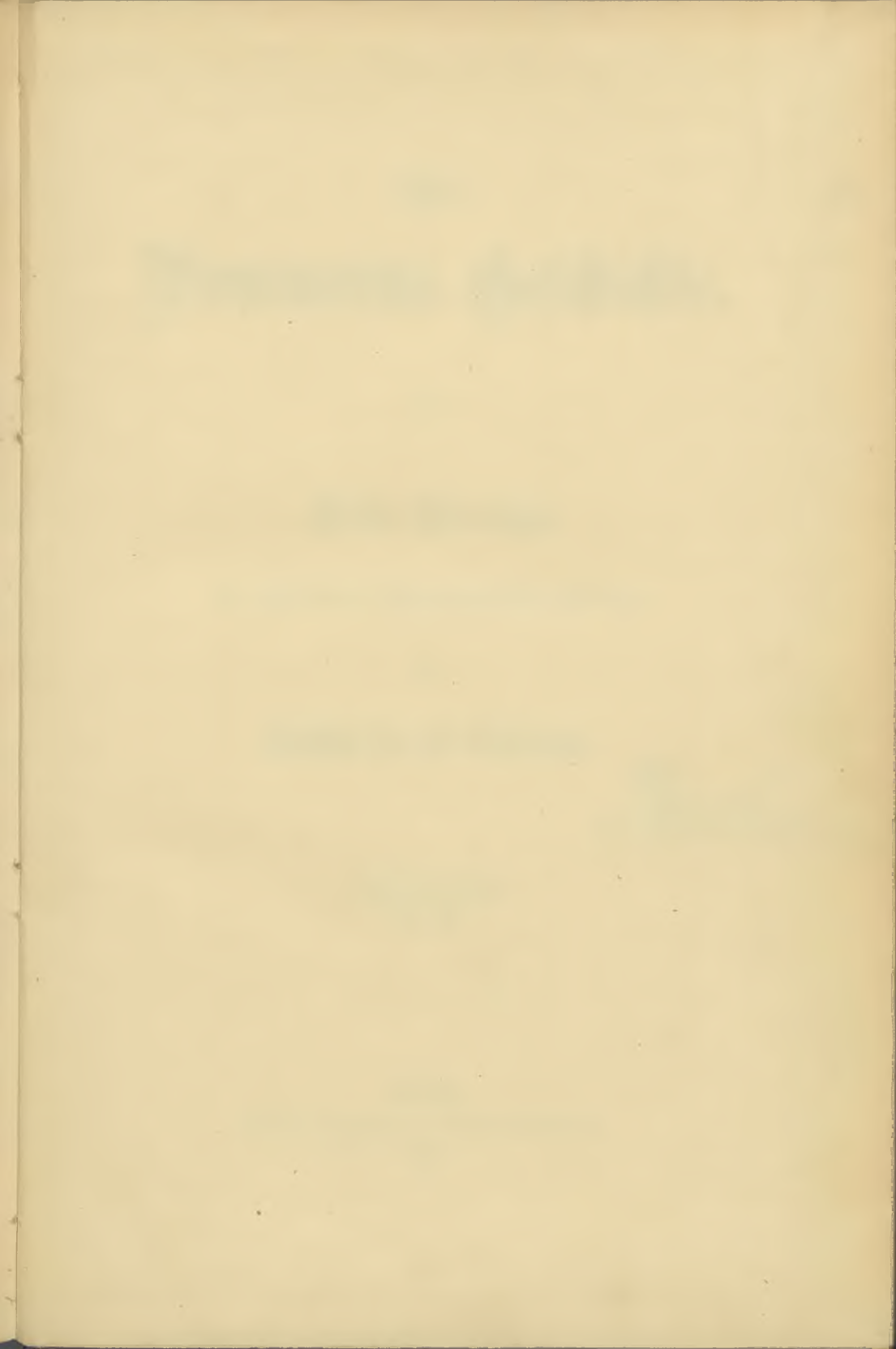


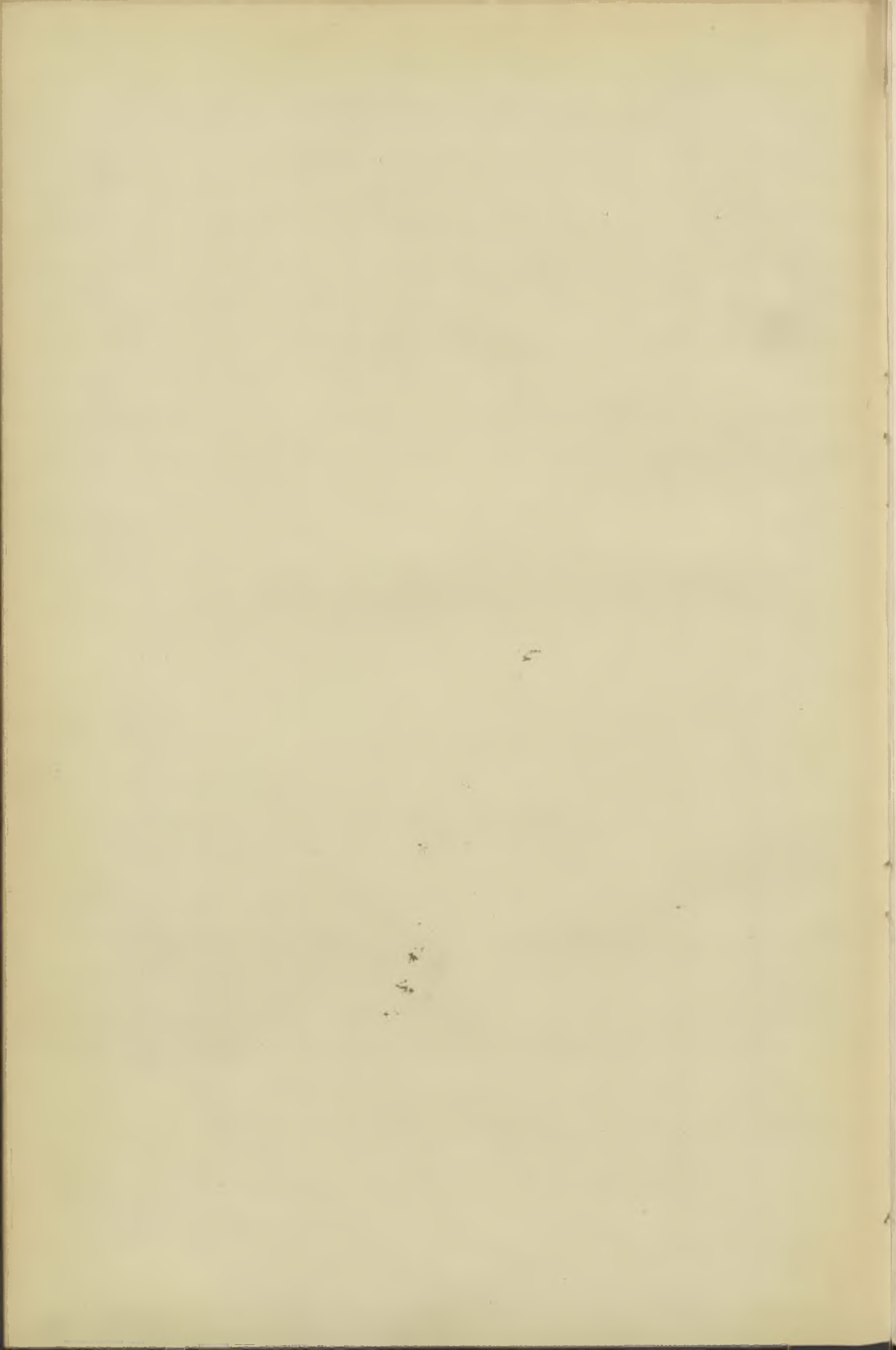
WEHRMANN
AUS
POMMERN'S
GESCHICHTE

Gh
145602

Prof. Dr. Hermann
Klein

Lybr 1456,02





1913. 2856.

Aus
Pommerns Geschichte.

Sechs Vorträge

im Stettiner Frauenverein gehalten

von

Professor Dr. M. Wehrmann.

Bröckner



Stettin.

Léon Sanniers Buchhandlung.

1902.



~~Preis geb. 1,60 M~~



U.D.p. 2620/1945

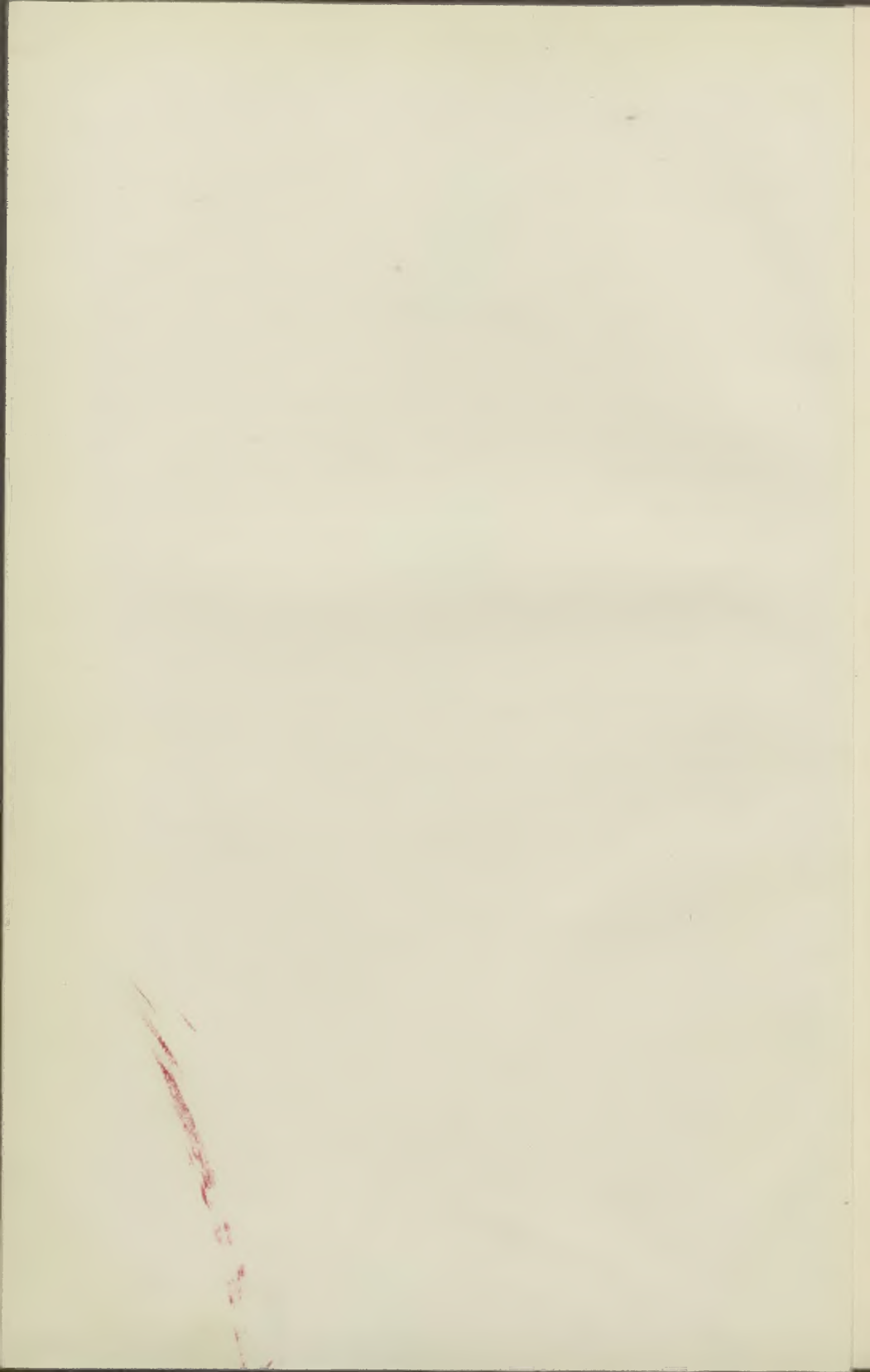
Vorwort.

Die folgenden sechs Vorträge, die im Anfange dieses Jahres im Stettiner Frauenverein gehalten sind, werden auf vielfach geäußerten Wunsch veröffentlicht. Es ist darin der Versuch gemacht, in einzelnen Bildern die wichtigsten Abschnitte der pommerschen Geschichte vorzuführen, es war aber nicht die Absicht, eine zusammenhängende Darstellung derselben zu geben. Daß dabei besonders auch die Geschichte Stettins herangezogen ist, geschah auf ausdrücklichen Wunsch.

Natürlich sind bei den Vorträgen neben den Ergebnissen eigener Quellenforschung zahlreiche Arbeiten zur deutschen und namentlich zur pommerschen Geschichte benutzt worden. Sie im einzelnen anzugeben, liegt außerhalb des Zweckes des einfachen Büchleins, das sich hoffentlich manche Freunde erwerben und an seinem bescheidenen Teile zur Pflege der heimatischen Geschichte beitragen wird.

Stettin, im April 1902.

Der Verfasser.



I.

Von der Christianisierung des Landes.

In den Kreis der Vorträge aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, die hier nun schon seit mehreren Jahren geboten werden, auch solche über pommersche Geschichte aufzunehmen, ist ein Versuch, der wohl einiger Rechtfertigung bedarf. Was kann uns die Beschäftigung mit der Geschichte einer Landschaft oder einer Stadt bieten? Gewiß bringt jeder denkende Mensch dem Orte, dem Lande, in dem er, sei es durch Geburt, sei es durch das Geschick, eine Heimat gewonnen hat, ein besonderes Interesse entgegen. Treten ihm doch hier und da Zeugen einer Vergangenheit vor die Augen, die eine beredte Sprache laut werden und Fragen in ihm aufsteigen lassen, wie war es vordem hier, wie haben sich die heutigen Zustände gerade hier entwickelt? Trotzdem kann in unseren Tagen, in denen die Menschen zum Teil wie Nomaden bald hier, bald dort ihren Wohnsitz und ihre Heimat haben und kaum irgendwo eigentlich recht festwurzeln, dies Interesse nicht mehr dasselbe sein, wie es in alten Zeiten der ehrbare Bürger den Vorgängen in seiner Vaterstadt entgegenbrachte, die er zur Seite des wärmenden Ofens in der alten, von seinen Vätern ererbten Stadtchronik eifrig und oft mit behaglichem Schaudern las.

Nicht die einzelnen an und für sich unbedeutenden Ereignisse sind es, welche Interesse und Teilnahme erwecken, nein, die Zustände, die Verhältnisse, die auf kleinerem Gebiete uns das Wirken und Walten der großen geschichtlichen Bewegungen und Kräfte deutlich erkennen lassen, geben der Lokal- und Territorialgeschichtsforschung die Berechtigung, auch weitere Kreise für ihre Ergebnisse

zu interessieren und belehrend und anregend auf sie zu wirken. Nicht darauf kommt es an, möglichst viele Einzelheiten, Anekdoten, Geschichten und Geschichtchen aus der heimatlichen Vergangenheit zu lernen und zu behalten, sondern zu versuchen, die Entwicklung der Verhältnisse zu erkennen und zu verstehen.

Daraus gewinnen wir auch wirklich etwas nicht Geringes zum Verständnisse der allgemeinen Geschichte, hüten wir uns nur vor der Gefahr, in Kleinigkeiten und Spezialitäten aufzugehen und in beschränktem Kirchthurminteresse und Partikularismus das Große und Ganze aus dem Auge zu verlieren!

So darf ich wohl, falls das speziell heimatliche Interesse vielleicht bei nicht wenigen von Ihnen, die Pommern nicht direkt ihre Heimat nennen, fehlt, dennoch um freundliche Teilnahme an meinen Ausführungen bitten. Es liegt mir auch ferne, Ihnen eine ausgeführte Geschichte Pommerns bieten zu wollen, dazu würden weder Zeit noch Interesse ausreichen, vielmehr möchte ich mir erlauben, Ihnen einige Bilder aus der Entwicklung des Landes vorzuführen unter steter Anknüpfung an die allgemeine deutsche Geschichte. Wenn diese Bilder nicht stets sehr lebendig und farbenreich sind, so liegt das nicht nur an meiner schwachen Kraft der Darstellung und Schilderung, sondern zum großen Teil auch an der Mangelhaftigkeit unserer Überlieferung und Dürftigkeit der Quellen, auf die der Geschichtsforscher angewiesen ist.

Erst im Anfange des 12. Jahrhunderts tritt unser Pommerland in das helle Licht der Geschichte, in einer Zeit, als im deutschen Lande nach den großen Tagen der sächsischen und fränkischen Kaiser ein gewisser Stillstand der Entwicklung eingetreten war. Eine lange und reiche Kulturentwicklung von der Römer-Herrschaft an durch die wildbewegten Zeiten der Völkerwanderungen bis zu den Perioden der Karolinger, Ottonen und Salier hatten die westbischen Gebiete hinter sich, als wieder nach dem Osten der Zug deutscher Bewegung ging und ein Jahrhundert heraufführte, das die gewaltigste Erscheinung des deutschen Mittelalters, die Rückeroberung und Kolonisierung der Landstriche rechts von der Elbe und der Oder mit sich brachte. Wohl hatten um 800 Karl d. Gr., dann in der Zeit von 900 bis etwa 1000 Heinrich I. und Otto d. Gr. mit

ihren gewaltigen Helfern wie dem Markgrafen Gero in dem Gebiete, das etwa um 400 oder 500 von den alten deutschen Bewohnern aufgegeben und von den Slawen oder Wenden besetzt war, nicht ohne Erfolg gegen diese Nachbarn des sächsischen Herzogtums gekämpft, aber immer wieder war eine Reaktion dort eingetreten. Als dann die fränkischen Kaiser in ihrer Politik andere Wege gingen, waren alle kirchlichen oder weltlichen Gründungen im rechtselbischen Lande wieder vernichtet, und slawisch blieb das weite Gebiet und heidnisch seine Bewohner. Feindlich und fremd standen trotz einzelner durch Handel und Verkehr geschaffener Beziehungen die Slawen den Germanen gegenüber, nicht in einem modernen Nationalhass, sondern in einem gewissen Mißtrauen und Argwohn, ähnlich wie es die Sachsen zu Karls d. Gr. Zeiten gegenüber den Franken empfanden.

Aber nicht einheitlich hielten die Slawen zusammen, nur ganz vorübergehend haben sie es damals im Süden zu einer größeren Staatenbildung gebracht. Sie zerfielen in zahlreiche einzelne Stämme, die auch wieder nur zum Teil wirklich geeint unter der Herrschaft eines Oberhauptes standen, zumeist unter zahlreichen Häuptlingen im Lande lebten. Die Zeit der Blüte war bei ihnen schon dahin, besonders seitdem einige der Stämme durch Aufnahme des Christentums sich von anderen getrennt und nun mit den Deutschen gemeinsam den Kampf gegen die heidnischen Slawen begannen. Um das Jahr 1000 war in Polen das Christentum eingeführt und das Land in Abhängigkeit vom Reiche gekommen. Nördlich von der Warthe und Neße bis zur Küste der Ostsee zwischen Oder und Weichsel wohnten Slawen, die zunächst von ihren Nachbarn als die Bewohner am Meere die Pommeren genannt wurden. Westlich von der Oder saßen die Vintizen und Rugen, im heutigen Mecklenburg die Abotriten, denen sich im Süden Stämme, wie die Ufrer, Heveller u. a., angeschlossen. Zu einer wirklichen Staatsbildung finden sich um 1100 erst Anfänge, die dann allerdings unter dem Drucke der Verhältnisse bald zu einem engeren Zusammenschlusse führten. Nicht ohne eine Kultur waren alle diese Völkerschaften; auf den Handel, Schifffahrt, Fischerei und Ackerbau verwies sie die Natur des Landes, in dem

sie wohnten. Aber Feindschaft mit den Nachbarn im Süden, Norden und Westen gab der Entwicklung mehr als einmal arge Schläge. Aus dem einst blühenden Handel und der kühnen Schifffahrt der Pommern, Vintizen und Rugen war Seeraub und Piraterie geworden, der Ackerbau ward in kümmerlicher Weise mit dem Haken getrieben, mit dem ein reichlicher Ertrag nicht zu erzielen war, kurz gegenüber der mächtig fortschreitenden Kultur der Deutschen waren die Slawenstämme nicht nur zum Stillstande, nein auch zum Rückschritte gekommen. Dabei nahm die Bevölkerung namentlich im Gebiete der Pommern, die fast fortgesetzt von Süden her durch die Polen bekämpft wurden, in den furchtbaren Kriegen beständig ab, so daß in dem einst, wie es scheint, ziemlich dicht besiedelten Lande weite Strecken verödeten und wüst und verlassen dalagen. Zwar errichteten sie sich gewaltige Erdwerke und Befestigungen, die zum Teil als Zufluchtsstätten beim Einfall der Feinde, zum Teil als feste Sitze ihrer Häuptlinge und Herren dienten, aber auch diese Burgwälle konnten dem fortschreitenden Untergange nicht Einhalt thun. Für uns aber sind sie Denkmäler der einstigen slawischen Bevölkerung, diese zumeist gewaltigen Wälle und Festen, die zahllos in unserem Lande entweder wohl erhalten oder doch wenigstens noch erkennbar sind. Noch zahlreichere Erinnerungszeichen aber haben uns die Slawen hinterlassen in den vielen Ortsnamen, die sich bei uns erhalten haben. Eine ganz eigene Kraft der Namengebung muß diesen Stämmen innewohnt haben, denn wo sie auch immer saßen, überall verliehen sie Orten, Flüssen, Seen, Bergen u. a. m. Bezeichnungen, die auch von den späteren Eroberern der Gebiete heibehalten wurden. Alle die zahllosen Namen auf *-ow*, *-itz*, u. a. m. sind slawischen Ursprunges, und wer sie sicher zu deuten weiß, kann sich wohl daraus ein Bild von der sinnigen Naturauffassung des Volkes machen, doch bei vielen Namen ist man bisher nicht über immer doch zweifelhafte Hypothesen und Vermutungen herausgekommen.

Ein rechtes Denkmal uralten Slawentums ist auch Stettin, das an und auf der Stelle eines alten Burgwalles entstanden ist. Jahrhunderte haben die Spuren zwar sehr verwischt, aber noch erkennen wir deutlich, daß die alte Burg der Wenden — wir

dürfen dabei aber durchaus nicht an einen Steinbau oder gar eine mittelalterliche Burg denken — auf der Höhe am linken Oberufer sich erhob und zum Flusse steil abfiel, nach dem Lande zu durch Wälle und Gräben geschützt war. In dem tief liegenden Schloßgarten ist vielleicht noch ein Rest dieses alten Grabens zu erkennen. In der Burg, die möglicherweise eine ständige Besatzung unter dem Befehl des Kastellans hatte, standen aus Holz erbaut, aber nicht ohne Kunstfertigkeit geschmückt, wohl nur die Tempel der Götter wie das Heiligtum des dreiköpfigen Triglaw und einzelne Gebäude für die Vornehmen des Landes. Am Abhange derselben aber nach der Oder zu war eine Ansiedlung von Wenden entstanden, die im Schutze der Burg friedlichem Gewerbe, hauptsächlich der Fischerei, nachgingen. Es war eine Art von Stadt, aber weit entfernt von einer deutschen Stadt und durch nichts rechtlich geschieden vom Lande. In diesem Sinne haben die Slaven nie Städte begründet. So liegen die Anfänge Stettins, das vielleicht soviel bedeutet wie „Zusammenfluß“, in der heutigen sogenannten Unterstadt etwa von der Baum- bis zur Hagenstraße.

Ähnliche Ansiedlungen waren zahlreich im Lande, und die Befehlshaber dieser Burgen waren wohl ursprünglich die Herren, denen nicht nur die im Schutze des Walles, sondern auch die in dem umliegenden Bezirke wohnende Bevölkerung zu Gehorsam, Dienst und Abgaben verpflichtet war. Allmählich aber gewann der eine oder der andere Häuptling größere Macht und weiteren Einfluß, und so entstand in dem eigentlichen Lande der Pommern eine Herzogsgewalt, die dann auch um 1100 begann über die Oder nach Westen sich auf die Riutizen auszudehnen.

Was die verschiedenen Slawenstämme bei aller Uneinigkeit zusammenhielt, das war ihre Religion und der dadurch bedingte Gegensatz zum Christentum. Man hat in den religiösen Anschauungen der Slawen einen tief gehenden sittlichen Gegensatz zwischen Gut und Böse erblicken wollen und den natürlichen Kampf zwischen dem weißen und schwarzen Gott, dem Ezernebog und Belbog, in hohem Grade idealisiert. Es steht wohl fest, daß eine solche tiefe Auffassung ursprünglich ihnen ganz ferne lag, der Natursinn der Völker schuf eine große Zahl von Gottheiten, welche

die Natur belebten, Götter des Frühlings, des Meeres, des Waldes u. s. w. Aber für den gewöhnlichen Mann waren sie nur Schreckgestalten, welche die gewaltige Herrschaft der Natur über das Einzelwesen repräsentierten. Übernatürlich und schrecklich gestalteten sie sich daher auch ihre Götterbilder des Triglaw oder Swantewit. Wenn später eine tiefere Auffassung hier und da auftaucht, so ist das nur eine Folge weiterer Entwicklung und vielleicht auch des Einflusses christlicher Gedanken. Wie sollten wir glauben, daß die Völker, welche Jahrhunderte lang mit christlichen Nachbarn in Verkehr standen, sich jedem Einflusse entzogen haben? Wie das Volk der Slawen in dieser Zeit im Lande am Meere im Sterben lag, so waren auch sein Glaube und seine Religion nicht mehr fest und unerschütteret, sondern fast auch schon ein hohler Bau, der beim Sturme leicht zusammenbrach. Es hat etwas Tragisches, dieser Untergang eines Stammes, der doch etwa sechs Jahrhunderte hier im Lande wohnte. Leider erfahren wir über diese Tragödie nur etwas aus den Berichten seiner Gegner, stumm und lautlos bricht für uns das Slawentum an der Ostseeküste zusammen.

Ganz furchtbare Kämpfe hatten die Pommern namentlich in der Zeit von 1110 etwa bis 1120 zu bestehen, als in Polen Boleslaw III. herrschte, ein Fürst, welcher mit großer Energie und Kriegsbegehung ausgestattet, die endgültige Unterwerfung der unruhigen Nachbarn zu seiner Lebensaufgabe zu machen beschloß. In mehrfachen Feldzügen zwang er den Herzog von Pommern, der damals zum ersten Male wenn auch ohne Namen erwähnt wird, zur Anerkennung der polnischen Herrschaft. Im Jahre 1120 unternahm der Polenherzog noch einmal einen gewaltigen Zug gegen das Land, drang unter furchtbaren Verheerungen bis an die Oder vor, eroberte im Winter das für uneinnehmbar gehaltene Stettin und durchzog weiter das Gebiet bis zur Peene. Der Herzog Wartislaw, dessen Herrschaft sich schon von der Ueba im Osten bis etwa in die Gegend von Demmin erstreckte, unterwarf sich dem Polenherzoge. Boleslaw erkannte jedoch bald, daß alle kriegerische Niederwerfung der Nachbarn seinem Lande keine Ruhe bringen werde, wenn nicht das Heidentum dort vernichtet sei.

Zwar lag jetzt wohl die unheimliche Stille eines Friedhofes über dem furchtbar heimgesuchten Lande, in dem der größte Teil der Bevölkerung vom Schwerte oder Hunger dahingerafft war, aber wohl kannten die Polen die Macht der Priesterschaft in dem heidnischen Gebiete und deren Haß gegen alles, was Christen hieß. Deshalb sah sich Boleslaw nach einer Persönlichkeit um, die geeignet und geneigt war, im Lande am Meere die Lehre vom Kreuze zu verkündigen. Da wandte er sich etwa 1123 an den Bischof Otto von Bamberg mit der Bitte, das Werk der Mission in Pommern zu übernehmen.

Damit tritt der Mann uns entgegen, welcher recht eigentlich der Mittelpunkt unserer heutigen Darstellung ist, nicht eine gewaltig große Persönlichkeit, nicht ein Heiliger, wie ihn seine Schüler und Anhänger geschildert haben, nicht ein großer Staatsmann oder imponierender Charakter, nein, ein Mann, der durch Klugheit und Milde, durch einen praktischen Verstand und ein offenes Herz, durch einen sicheren Takt und richtige Beurteilung der Verhältnisse als Priester und Mensch gleich anziehend und ehrwürdig erscheint. Er war als junger Kleriker nach Polen gekommen und mit dem herzoglichen Hause in Beziehung getreten, hatte das vollste Vertrauen des Kaisers Heinrich IV. gewonnen und war von ihm 1102 zum Bischofe von Bamberg erhoben. Als solcher hatte er durch kirchliche und wirtschaftliche Reformen in trefflicher Verwaltung sein Stift gehoben und genoß großes Ansehen auch bei der römischen Kurie.

Otto nahm den Ruf des Polenherzogs an und brach im April des Jahres 1124 von Bamberg auf. Mit stattlichem Zuge ging er durch Böhmen nach Polen, wo er von Boleslaw empfangen ward. Was bewog den deutschen Kirchenfürsten, die schwierige und gewiß gefahrvolle Aufgabe zu übernehmen? Abenteuerlust kann es bei dem über 60 Jahre alten Bischofe kaum gewesen sein, ebensowenig wie der Wunsch, seine weltliche oder geistliche Herrschaft zu erweitern. Auch einen so tiefen Grund dürfen wir nicht annehmen, wie es etwa das Bestreben der Germanisierung des Slawenlandes gewesen wäre. Nicht zu Deutschen wollte Otto die Slawen machen, nein, nur zu Christen. Es läßt sich thatsächlich

bei ihm kein anderer Zweck als die Christianisierung des Landes deutlich erkennen. In der Zeit der Kreuzzüge auch hier im Norden für Christus zu wirken und womöglich in den Tod zu gehen, dieser Wunsch lag sehr nahe und trieb den Bischof an, das schwere Werk anzugreifen.

Über die Missionsreisen des Bischofs erhalten wir durch Bamberger Mönche ausführliche Berichte, deren Zuverlässigkeit aber in mehr als einer Beziehung zweifelhaft ist. Die braven Kleriker, die bald nach Ottos Tode auf Grund von Berichten von Teilnehmern an den Zügen schrieben, suchten natürlich die Thaten ihres Helden möglichst zu verherrlichen und in glänzendstem Lichte erscheinen zu lassen. Geschichtliche Objektivität oder getreue Berichterstattung lagen ihnen, wie den meisten mittelalterlichen Geschichtsschreibern, ganz fern. Mit Wunderthaten mancher Art, mit arg übertriebenen Erfolgen schmückten sie das Wirken des Bischofs aus, nicht gerade in bewußter lügenhafter Erfindung, sondern mit einer religiös schwärmerischen Phantasie, die sie alle Thaten ihres Helden in einem höheren Lichte sehen ließ. Sollten doch ihre Schriften zum Teil gerade dazu dienen, um bei der päpstlichen Kurie die Heiligsprechung Ottos durchzusetzen. Es ist demnach zum Teil ein unnötiges und überflüssiges Bemühen, alle Angaben des Ebo, Herbord oder wie die Biographen sonst heißen, genau zu prüfen und abzuwägen. Wir müssen uns begnügen, im großen und ganzen ein Bild von dem Verlaufe der Reisen des Bischofs zu entwerfen.

Unter polnischem Schutze ging er an das Werk; mit stattlichem Gefolge, in dem sich Geistliche und Laien befanden, und ausgerüstet mit aller Pracht und dem Pompe eines Kirchenfürsten kam er von Süden her nach Pommern, an dessen Grenze ihn Wartislaw empfing. Ob dieser, wie berichtet wird, thatsächlich schon Christ war und deshalb dem Bischofe freundlich entgegentrat, oder ob er dem vor einigen Jahren dem Polenherzoge gegebenen Versprechen getreu nicht wagte, den unter polnischem Schutze anlangenden Missionaren Widerstand zu leisten und deshalb in kluger Politik sich vorsichtig und zurückhaltend verhielt, muß unentschieden bleiben. Bekannt ist, daß Otto im Juni 1124 zu

Pyritz die ersten Pommern getauft haben soll, natürlich nach Angabe seiner Biographen sogleich viele Tausende. Der Widerstand der Pommern war gebrochen, Polen drohte im Hintergrunde, das maßvolle, freundliche Auftreten des Bischofs gewann, so empfingen viele Pommern die Taufe, ohne natürlich wirklich zum Christentum bekehrt zu sein. Die innere Arbeit konnte nicht so schnell beendet werden, wie die äußerliche Taufe, das Samenkorn mußte erst langsam reifen. Auch auf dem weiteren Zuge fanden die Missionare zunächst wenig Widerstand, besonders als der Herzog Wartislaw sich nun auch offen vom Heidentum los sagte.

Wirkliche Feindschaft und Gefahren drohten den Boten erst, als sie nach Wollin, der alten einst so hochgerühmten Stätte der Wikinger, kamen. Hier war der Einfluß des Herzogs noch nicht so groß, hier setzte ihm das Volk unter der Führung der Priesterschaft energischen Widerstand entgegen und erklärte nach langen Verhandlungen sich nur zur Annahme der christlichen Lehre bereit, falls die Stettiner damit vorangingen. Darauf fuhr Otto zu Schiffe nach der alten Wendenburg an der Oder, die ihm einen nicht minder unfreundlichen Empfang bereitete. Die Erzählung von dem endlichen Siege der Christen in Stettin wird bekannt sein, in Bild und Lied ist er nach den Berichten der Mönche oft dargestellt und gefeiert. Wir wollen auch nicht mit kritischer Sonde den Bericht untersuchen und die Freude daran zerstören. Es mag vielleicht an dieser Stelle erlaubt sein, hinzuweisen, daß auch in neuerer Zeit die Reisen Ottos mit dichterischer Freiheit von einem pommerischen Erzähler Ernst Gollnow in zwei anziehend geschriebenen Erzählungen dargestellt sind. Die beste historische Darstellung dieser ganzen Zeit verdanken wir W. Wiesener, der in seinem Werke über die Geschichte der christlichen Kirche in Pommern zur Wendenzeit eine eingehende, auf Quellenstudium beruhende Schilderung gegeben hat.

Als ein Denkmal aber der Thätigkeit Ottos in Stettin mag uns die Peter-Paulskirche dienen, die neuerdings durch eine allerdings zum übrigen Bau nur wenig passende Ausschmückung wieder mehr hervortritt. Gewiß an dieser Stelle legte der Bischof den Grund zu einer Kirche, die den Apostelfürsten geweiht anfänglich nur aus

Holz errichtet war, aber sich doch, wenn auch nicht in irgend einem sichtbaren Bestandteile, so doch in ihrem Namen die Jahrhunderte hindurch erhalten hat und deshalb uns ehrwürdig erscheinen muß. Eine andere Kirche, die Otto in dem Wendenorte wahrscheinlich an der Stelle errichtete, wo später die auch schon verschwundene Nikolaikirche auf dem heutigen Neuen Markte stand, ist gar bald wieder untergegangen.

Die Missionare haben dann noch wieder Wollin und andere Orte in der Umgegend besucht, sind nach Kolberg und Belgard gezogen, im Februar 1125 aber wieder nach Polen zurückgekehrt. Im März war der Bischof wieder in Bamberg.

Was ist durch diesen Zug erreicht? Die Bamberger zählen ganz genau auf, wie viele Tausende von Pommern getauft sind, sie berichten, daß 11 Kirchen gebaut und mit Geistlichen besetzt seien. Gewiß war es ein nicht zu unterschätzender Erfolg, daß der christlichen Lehre ein solcher Eingang verschafft war, aber überschätzen dürfen wir ihn nicht. Die Bekehrung kann bei der Kürze der Zeit nur ganz äußerlich gewesen sein, viele waren durch die drohende Anwesenheit der Polen oder durch Geschenke und Gaben gewonnen, die zurückgelassenen Geistlichen standen dem Volke fremd in Sitte, Sprache und Anschauung gegenüber, die wenigen Kirchen, die doch auch erst in ihren dürftigsten Anfängen errichtet waren, konnten kaum einen weitgehenden Einfluß ausüben, kurz, äußerlich war die Saat nur ausgestreut, aber sie war doch immerhin ausgestreut. Auch war, das ist von ganz besonderer Wichtigkeit, ein Band zwischen Pommern und einem deutschen Lande geknüpft, welches das Slawenland immer enger an Deutschland fesseln sollte. War anfangs diese Verbindung auch noch lose und keineswegs von dem Bischofe direkt beabsichtigt, so erwuchs schon allein aus dem Umstande, daß deutsche und nicht polnische Geistliche die Verkündiger der christlichen Lehre waren, ein natürlicher Anschluß an die deutschen Länder und bald auch für Handel und Verkehr engere Beziehung zu denselben.

Aber noch heftige Stürme sollten über das Land dahingehen, ehe dies Ziel erreicht war. Naturgemäß trat bald nach dem Abzuge des Bischofs und der Polen eine Reaktion gegen die neue

Lehre ein. Die heidnischen Priester zumal, die sich in Furcht zurückgehalten hatten, traten jetzt wieder offen hervor und gewannen durch ihren keineswegs gebrochenen Einfluß das Volk für sich, so daß namentlich die Stettiner und Wolliner wieder ins Heidentum zurückfielen. Damit hängt gewiß eine politische Erhebung gegen die Polen zusammen, an der auch der Herzog Wartislaw nicht unbeteiligt war. Es war in dieser Zeit der sächsische Herzog Lothar auf den deutschen Königsthron erhoben, ein Mann, der durch mancherlei Kämpfe mit den Slaven seine Tüchtigkeit bewiesen hatte. Bei ihm scheint der Pommernherzog damals Hülfe gegen Polen gesucht und einen ersten Anschluß seines Landes an das deutsche Reich eingeleitet zu haben. Wie er sich zu der religiösen Bewegung verhielt, ist nicht ganz klar, auf jeden Fall aber war er nicht imstande, dem Sturme seiner Unterthanen gegen die christlichen Gotteshäuser Widerstand zu leisten. Namentlich scheinen die links von der Oder wohnenden Liutizen, die erst seit kurzem unter der Oberhoheit Wartislaws standen, diese Reaktion, diesen Kampf des Heidentums gegen das Christenthum, begonnen und geführt zu haben.

Auf die Nachricht hiervon entschloß sich der Bischof Otto von neuem in das Wendenland zu ziehen. Im Jahre 1128 unternahm er die zweite Missionsreise. Diesmal aber kam er nicht mit Unterstützung und auf Veranlassung des Polenherzogs, gegen dessen Oberhoheit sich das Volk der Pommern erhoben hatte. Vielleicht durch Vermittelung Lothars hatte sich Wartislaw selbst nach Bamberg gewandt und den Kirchenfürsten gebeten, von neuem nach Pommern zu kommen. Hoffte er doch dadurch gegen Polens Macht Hülfe und Unterstützung zu gewinnen. So zog Otto diesmal über Merseburg, Halle, Magdeburg, wo er mit dem großen Erzbischofe Norbert Verabredungen über das Werk der Heidenbekehrung traf, über Havelberg, am Müritzsee vorbei nach Demmin. Hier tobte damals der Kampf der Liutizen gegen den Pommernherzog, der zur Begrüßung des Bischofs alsbald eintraf. Auch jetzt gelang es den deutschen Missionaren ohne große Gefahren nicht nur die Liutizen, sondern auch die rückfälligen Pommern der christlichen Lehre zuzuführen. In den Pfingsttagen des Jahres 1128 erklärte

sich eine Versammlung der Vornehmsten zu Usedom zur Annahme des Christentums bereit, gewiß nicht wenig beeinflusst durch den Namen des deutschen Königs. Damals erschienen bei dem Bischofe auch Gesandte des Markgrafen Abrecht des Askaniers, der späterhin als der Bär bezeichnet ward. Wir wissen nicht recht, zu welchem Zwecke und mit welcher Absicht er Verbindung mit Otto suchte, aber die Nachricht zeigt deutlich, daß der junge Fürst mit Aufmerksamkeit die Vorgänge im neu erschlossenen Slawenlande verfolgte und gewiß daran dachte, ein weiteres Vordringen polnischer Macht zu verhindern. Denn gerade damals, als die deutschen Geistlichen in Vorpommern weilten, rückte Herzog Boleslaw mit einem Heere heran, um die Pommern für ihren Abfall zu strafen und wieder unter die polnische Hoheit zu bringen. Diese Nachricht rief im Lande großen Schrecken hervor und brachte alle die furchtbaren Leiden der früheren Jahre in Erinnerung. Auf die Bitten der Pommern ging darauf Otto als Friedensvermittler in das Lager Boleslaws und bewog ihn zum friedlichen Rückzuge. Freilich mußte er versprechen, daß Wartislaw sich vor dem Polenfürsten demütigen und die Oberhoheit desselben anerkennen werde. Dies geschah auch alsbald, und die Kriegsgefahr war beseitigt. Im Juli und August wirkte dann der Bischof in Stettin, und es gelang ihm, wenn auch nicht ohne Mühe und Gefahr, der christlichen Partei dort zum Siege zu verhelfen, und die vornehmsten Slawen faßten den Beschluß, dem Heidentum ganz zu entsagen. Noch mehrere Monate ist Otto im Lande thätig gewesen, bis er gegen Ende des Jahres über Polen nach Bamberg heimkehrte.

So ist das Werk der Christianisierung des heutigen Pommerlandes eingeleitet. Denn immer wieder müssen wir betonen, daß es mindestens ungenau und mißverständlich ist zu sagen, Bischof Otto habe die Pommern zum Christentume bekehrt. So groß das Verdienst desselben um unser Land auch ist, mehr als den Grund und den Anfang zur Christianisierung hat er nicht gelegt und gemacht. Gewiß haben noch im Lande heidnischer Glaube und heidnische Anschauung in nicht wenigen Kreisen geherrscht, gewiß ist noch lange Jahre zum Triglaw gebetet und sind ihm im geheimen Opfer gebracht. Denn auf einen Schlag lassen sich tief eingewurzelte

Sitten und Gebräuche nicht beseitigen, aber sicher ist, daß zu wirklicher Herrschaft das Heidentum nicht mehr gelangt ist. Der Kampf, der noch jahrelang währte, endete, wie vorauszusehen war, mit dem Siege des Christentums und dem Untergange des Heidentums, der aber zugleich auch den Fall der Slawenstämme mit sich brachte. Fast nichts wissen wir von dem stillen Wirken der im Lande zurückgebliebenen deutschen Geistlichen, die das Werk des Bambergers fortsetzen und befestigen mußten. Wir wissen aber, daß der Bischof selbst, auch nachdem er für immer von Pommern geschieden war, die Oberleitung der jungen Kirche sich selber vorbehielt und von Bamberg aus mit Treue das Pflänzlein hegte und pflegte. Die Organisation der pommerschen Kirche, die Begründung des Bistums zu Wollin, das dem Kaplane des Bischofs Adalbert 1140 verliehen wurde, betrieb er mit großem Eifer, erlebte aber den Abschluß der Verhandlungen nicht. Am 30. Juni 1139 schloß er die Augen.

Hoch oben über der alten, herrlich gelegenen Bischofsstadt Bamberg erhebt sich das Michaelskloster. Weit blickt man von dort über die reichen Fluren des Frankenlandes, die wie ein üppiger, blühender Garten die turmreiche Stadt umgeben; die Gedanken aber gehen die Jahrhunderte zurück und führen vor die Seele, wie Bischof Otto aus diesem Kulturlande in die pommersche Wildnis zog. Noch lebhafter aber wird die Erinnerung, wenn wir in die Kirche treten und am Grabdenkmale des großen Mannes stehen, der einer der edelsten Vertreter des deutschen Episkopats, für Pommern der Begründer einer ganz neuen Entwicklung wurde. Voll Dank gedenken wir stets seiner, ein Denkmal und Erinnerungszeichen an ihn mag uns in Stettin nicht nur die Peter-Paulskirche, sondern auch die Schloßkirche sein. Diese ward 1346 von einem besonderen Verehrer des Bischofs, dem tüchtigen Herzoge Barnim III., als Ottenkirche begründet. Auf einer der Glocken befindet sich ein Bild Ottos, und in der kleinen, arg zugerichteten Bischofsfigur, die wir außen an der Kirche auf dem Münzhofe erblicken, werden wir eine bildliche Darstellung des Heiligen erblicken können. Recht eigentlich aber ein Denkmal erhebt sich an dem sogenannten Ottobrunnen bei Pyritz, wo ein

1824 errichtetes großes Kreuz die Stätte bezeichnet, an der die ersten Pommern die Taufe empfangen haben sollen.

Neben den Bischof Otto von Bamberg treten, weit weniger als er bekannt, zwei Männer, die nicht minder wie er für die Christianisierung pommerscher Gebiete thätig gewesen sind. Es sind die Bischöfe Berno von Schwerin und Absalon von Roeskilde.

Berno, ein einfacher Mönch aus dem westfälischen Kloster Amelungsborn, trat um 1158 an die Spitze des Bistums Schwerin. In stiller Frömmigkeit waltete er seines Amtes, aber auch in werktätigem Eifer arbeitete er an der Bekehrung der Bewohner Mecklenburgs und der benachbarten Gebiete Pommerns. An der Tollense und Peene, bei Demmin und Treptow ist das Christentum von ihm begründet. Er fand dabei die Unterstützung der Pommernfürsten Bogislaw und Kasimir, er suchte in Frieden zu vollenden, was ein Heinrich der Löwe mit dem Schwerte anbahnte. War seine Thätigkeit für Pommern auch beschränkter und enger als die Ottos, so ist doch Berno, der etwa 1190 aus dem Leben schied, als der Apostel Vorpommerns zu bezeichnen. Er faßte auch schon planmäßig das Werk der Germanisierung des Landes ins Auge, das dem Bamberger Bischofe wohl nur unklar vorgeschwebt hatte.

Weit gewaltiger, eine der markigen Gestalten, wie sie das Mittelalter nicht selten hervorbrachte, ist Absalon oder Axel von Roeskilde, der Freund, Ratgeber und Minister des Dänenkönigs Waldemar. Er war gleich groß als Kirchenfürst, Staatsmann und Feldherr, allerdings ganz anders geartet, wie die frommen Diener der Kirche Otto oder Berno. Kampf und Streit waren ihm Lebensbedingungen, und wenn er nicht im Kriege die Streitart gegen die Feinde schwingen konnte, so übte er seine Kräfte durch Holzfällen. Sein Wirken führt uns nach Rügen, dem sagenumwobenen Eiland, wo das Heidentum sein letztes Bollwerk fand. Die wendischen Bewohner der Insel zeigten recht eigentlich alle Licht- und Schattenseiten des slawischen Charakters mit seiner leichten Erregbarkeit und seinem Ungestum. Auf das Meer waren sie recht eigentlich hingewiesen, das ihnen namentlich durch Fischfang und Seeraub Nahrung und Erwerb bot. Die Rügen waren im 12. Jahrhundert das am meisten gefürchtete Seeräubervolk der

Ostsee. Gegen Pommern und Mecklenburg, gegen Lübeck und Dänemark fuhren ihre leichten Schiffe und brachten Raub und Beute heim. Ein trotziger, wilder Sinn, ein Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl ohne Gleichen beherrschte die Bewohner, die kaum einen Häuptling an ihrer Spitze anerkannten. Fest hingen sie an dem Glauben ihrer Väter, der Tempel des Swantewit auf Arkona war weit und breit berühmt, sein Hoherpriester der einflußreichste Mann auf der Insel.

Schon Bischof Otto soll daran gedacht haben, die Rügen zum Christentum zu bekehren, aber von seinen Freunden zurückgehalten sein. Die Macht des kleinen Stammes ward von Norden her durch die Dänen gebrochen, die ganz besonders durch den Seeraub zu leiden hatten. Ernstlich wurde der Kampf 1157 begonnen, als in Dänemark König Waldemar zur Regierung kam, ein Mann von vorsichtiger Berechnung, aber großer Klarheit im Urtheile. Es verging seitdem fast kein Jahr, in dem nicht die Dänen unter Waldemar oder Absalon mit den Rügen in Kampf gerieten, oft ohne Erfolg für jene, anfangs auch nur zaghaft und unsicher von ihnen geführt. Aber allmählich lernten sie die Schwäche der Slawen kennen, es gelang ihnen, die Pommernfürsten zur Anerkennung der dänischen Hoheit zu bringen und in ihnen Bundesgenossen gegen Rügen zu gewinnen. Auch der gewaltige Herzog von Sachsen, Heinrich der Löwe, der wiederholt in Konflikt mit dem nach Süden vordringenden Waldemar gekommen war, schloß mit ihm ein Bündnis zu gemeinsamer Bekämpfung der Wenden. Wurde er dann auch gehindert, selbst daran teilzunehmen, so folgten doch seinem Machtgebote andere Fürsten und zogen mit den Dänen aus, die 1168 den entscheidenden Schlag gegen Rügen führten. Pfingsten begann der Kampf um die Swantewitfeste Arkona, den Saxo Grammatikus, der dänische Geschichtschreiber, in dramatischer Lebendigkeit schildert, den von den Neueren am besten Otto Foß im ersten Bande seiner Rügenisch-Pommerschen Geschichten wiedergiebt.

Wochenlang lagen die Dänen vor der starken Feste, auf der trotzig und frei die Staniza, des Swantewit heiliges Banner, flatterte. Da gelang es am 14. Juni einem Soldaten, einen

hölzernen Turm in Brand zu stecken, und bald wurden die Rügen durch das Feuer und den Rauch, den sie nicht zu bekämpfen vermochten, und durch die heftigen Angriffe der Dänen und Pommern gezwungen, sich zu ergeben. Da sank dann die gewaltige Bildsäule des Swantewit in den Staub und wurde durch Feuer vertilgt. Als auch die Feste Karenz von den Feinden genommen war, da war es mit dem Heidentum auf Rügen, aber auch mit der Freiheit der Bewohner zu Ende. Das Eiland war für Dänemark erobert und für das Christentum gewonnen.

So hat 1168 die alte Religion der Wenden ihren letzten Zufluchtsort in den Ostseeländern verloren, aber auch auf Rügen mußte erst die stille Arbeit der Geistlichen einsetzen, um auf dem von Waldemar und Abfalon gelegten Fundamente den Weiterbau zu führen. So hartnäckig sich auch das Volk gegen die Aufnahme der christlichen Lehre gestäubt hatte, so schnell fanden sich die Rügener in die neuen Verhältnisse. Eine Folge aber der dänischen Unterwerfung war es, daß die Insel bei der Organisation der kirchlichen Einrichtungen unter das Bistum Roeskilde kam und Jahrhunderte hindurch verblieb.

Das ist im kurzen dargestellt das Werk der Christianisierung des Landes in seiner Begründung und seinen Anfängen. Noch mancher Kämpfe hat es bedurft, um die Arbeit der deutschen Missionare fortzusetzen und zu vollenden. Wiederholt ist die Mission unter den Slawen gefährdet, und zwar nicht allein durch heidnische Feinde des Christentums, sondern vielmehr auch durch die unaufhörlichen Kämpfe, die von den christlichen Polen, Dänen und Deutschen gegen das unglückliche Land geführt wurden. Bei solchen inneren Streitigkeiten fand der erste christliche Herzog Wartislaw vielleicht um 1148 ein gewaltsames Ende, wie die Volksüberlieferung erzählt, durch die Hand eines Heiden, der den Abfall des Fürsten von den Göttern seiner Väter rächen wollte. Gefährlicher aber für das gesamte Land war ein Ansturm christlicher Scharen, die sich zur Zeit, als Bernhard von Clairvaux seinen Ruf zum Kampfe gegen die Ungläubigen ergehen ließ, zum Kreuzzuge gegen die Ostseewenden zusammenschlossen. So kamen 1147 auch Heere vor Demmin und Stettin, wo bereits das Kreuz Christi errichtet war,

und nur mit Mühe gelang es dem Bischofe Adalbert, die Scharen der Fremden zum Abzuge zu bringen. Der auch mehr zu Erreichung politischer als religiöser Erfolge unternommene Kreuzzug scheiterte fast ganz, ähnlich dem zu gleicher Zeit begonnenen Zuge des Königs Konrad III. Aber im Jahre 1148 erschien der Pommernherrscher Ratibor auf einem sächsischen Fürstentage zu Havelberg, bekannte sich hier feierlich zum christlichen Glauben und gelobte, die Ausbreitung desselben in seinem Gebiete nach Kräften zu fördern. Zwar hörten die Kämpfe der Deutschen gegen die Wenden nicht auf, ich erinnere nur an die großen Unternehmungen Heinrichs des Löwen namentlich gegen die Abotriten in Mecklenburg. Eine große Herrschaft begründete sich der gewaltige Welf hier im Norden Deutschlands, und nicht sanft und milde verfuhr er mit seinen Gegnern, sondern grausam und hart ward das Slawentum gebrochen. Erst um 1166 oder 1167 hörte der ewige Kriegszustand in diesen Gegenden etwas auf, und es konnte in größerem Umfange die stille Arbeit beginnen, von der wir naturgemäß wenig wissen.

Aber das Christentum hat den Stürmen im Lande widerstanden, von einer weiteren Reaktion gegen dasselbe erfahren wir nichts. Was aber von der alten Bevölkerung die dauernden Kriege überstanden und überlebt hatte, war wenig geeignet, eine neue Kultur in dem furchtbar heimgesuchten Lande heraufzuführen. Eingeschüchtert und zurückgedrängt, beraubt seines alten Glaubens und nicht fest in der oft mit dem Schwerte aufgedrungenen neuen Religion siecht der Stamm allmählich dahin; gar manche ziehen sich auch wohl in Troß und Feindschaft in die Einsamkeit oder nach dem Osten zurück. Kurz, ein neues Element muß neues Leben aus den Ruinen erwecken, eine neue Bevölkerung muß an die Stelle der alten treten. Und so beginnt das großartige Werk der Germanisierung und Kolonisierung der ostelbischen Lande, ein Werk, für das durch die Christianisierung die Grundlage gelegt ist.



II.

Von der Germanisierung des Landes.

Naer Oostland willen wij rijden
Naer Oostland willen wij meê
Al over de groene heiden,
Al over de heiden,
Daer isser en betere steê.

So singen noch heute die Flamländer, vielleicht meist ohne daran zu denken, daß mit diesem Liede vor 7 oder 8 Jahrhunderten ihre Väter nach Osten zogen, um als Pioniere deutscher Kolonisation neues Gebiet für Besiedlung und Kultivierung zu gewinnen und eine der Großthaten des deutschen Mittelalters einzuleiten. Wohl ist hinreichend bekannt, wie die alten Griechen die Küsten des Mittelmeers vom Pontus Euxinus bis zu den Säulen des Herakles mit ihren Kolonien umsäumten, wie Engländer auszogen; um in Amerika und Australien neue Gebiete für Handel und Verkehr zu erschließen, weit weniger aber pflegt gemeinhin die Geschichte und der Verlauf der Kolonisationsthätigkeit deutscher Stämme im 12. und 13. Jahrhundert bekannt zu sein, und doch verdient diese Kulturthat größere Beachtung und ist von viel weiter tragender Bedeutung als mancher viel gepriesene und besungene Zug der Deutschen gen Italien oder in das heilige Land. Fehlt ihr auch der diesen Unternehmungen anhaftende Schimmer der Romantik, treten dabei auch nicht gewaltig hervorragende Persönlichkeiten mit bestechendem Glanze uns vor die Augen, so handelt es sich doch recht eigentlich um eine That des deutschen Volkes, von dessen innerer Kraft wir hier einen Hauch verspüren. Für uns zumal, die wir auf damals mit dem Schwerte und dem Pfluge

gewonnenem kolonialem Boden wohnen, ist es für das Verständnis der Verhältnisse, die sich hier entwickelt haben, geradezu unentbehrlich auf das Werk der Germanisation der rechtselbischen Gebiete näher einzugehen und zu versuchen, es zu verstehen. Gerne zwar spricht man davon, aber ganz leicht ist es nicht, hier ein anschauliches Bild zu entwerfen, da große Momente fehlen und große Personen nicht auftreten. Ich muß deshalb ganz besonders um Ihre Nachsicht bitten, wenn meine Darstellung nicht individuell belebt ist. Erlauben Sie mir zunächst in großen Zügen den Gesamtcharakter der Bewegung zu schildern, um dann im speziellen auf Pommern und Stettin einzugehen.

Es war in der Zeit der Hohenstaufen, als die Kaiser Friedrich I., Heinrich VI. und Friedrich II., in denen wir gewiß die glänzendsten Erscheinungen des römisch-deutschen Kaisertums bewundern und verehren, naturgemäß, aber nicht zum Segen stets des deutschen Volkes ihre Aufmerksamkeit dem lockenden Süden zuwandten, um dann schließlich in dem Kampfe zu erliegen, in dieser Zeit war es, daß im Norden des deutschen Landes ein Werk entstand, welches einer der Pfeiler der deutschen Zukunft geworden ist. Durch Kaiser Lothar und dann den großen Zeitgenossen Barbarossa, den Herzog Heinrich den Löwen, war der Kampf gegen die slawischen Stämme rechts der Elbe wieder eröffnet und mit großer Energie geführt. Durch die Bischöfe Otto, Berno und Absalon waren die heidnischen Bewohner der Länder an der Ostsee dem Christentume zugeführt. Dadurch wurde neues Kulturland gewonnen, dessen alte slawische Bevölkerung, in den Wurzeln der Kraft tödlich getroffen, nicht mehr imstande war, sich lebenskräftig zu behaupten. Die neuen deutschen Herrscher oder die alten zum Christentum bekehrten Herren mußten sich neue Unterthanen schaffen, die das weite Land erst recht in Kultur nehmen konnten. Auf die Arbeit des Schwertes folgte die Arbeit des Pfluges. Das erkannten ein Markgraf Albrecht der Bär, der seine Herrschaft wieder auf dem rechten Ufer der Elbe begründete und den Grundstein zur Mark Brandenburg legte, und andere deutsche Fürsten, die auf slawischem Boden oder an der Grenze geboten, das erkannten aber auch die Herrscher aus slawischem Geschlechte, die wie in

Mecklenburg und Pommern ihre Herrschaft behaupteten. Der erste, der planmäßig mit einer Kolonisation vorging, war der Graf Adolf II. von Holstein. Er sandte um 1140, wie der Chronist erzählt, Boten aus in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, Westfalen und Friesland, und forderte alle, die Mangel an Land hatten, auf, nach Bagrien mit ihren Familien zu kommen. Da würden sie gutes Land erhalten, das reich sei an Fisch und Fleisch, wie an guter Weide. Da erhob sich eine unzählige Menge aus verschiedenen Gegenden und zog in das Land zum Grafen Adolf, das versprochene Land zu besiedeln. Seitdem hörte der Strom der Einwanderer aus dem reich bevölkerten Westen nicht auf, Ritter und Mönche, Bürger und Bauern machten sich auf, im Osten ein neues Feld der Thätigkeit, Besitz und Erwerb zu finden. Aus Flandern und Holland, aus Sachsen und Westfalen, vom Niederrhein und von der Weser kamen die Kolonisten und schufen sich in dem neu erschlossenen Gebiete eine neue Heimat und ein neues Deutschland jenseits der Elbe. So sind Brandenburg, Mecklenburg, Schlesien, Pommern und Preußen im Laufe der Zeit von germanischen Ansiedlern besetzt. Leicht war die erste Kulturarbeit gewiß nicht, es galt den Wald zu roden, die wasser- und sumpfreichen Landstriche einzudämmen oder trocken zu legen, das Land mit dem eisernen Pfluge statt des slawischen Hakenpfluges in Bearbeitung zu nehmen, in entsagungsvoller Farmerarbeit Haus und Hof zu gründen. Aber der Fleiß brachte dann auch Segen, und vielen von denen, die unter den drückenden Verhältnissen des zum Teil überfüllten Westens zu leiden hatten, gelang es, sich hier eine bessere Existenz zu schaffen mit Unterstützung der Landesherrn, welche die deutsche Einwanderung auf jede Weise zu begünstigen und zu fördern suchten. An Stelle der dürftigen slawischen, oft fast verödeten und verlassen Siedelungen entstanden deutsche Dörfer mit rechten, echten Bauern, die allmählich der Kern und das Mark der Bevölkerung der Kolonialländer wurden. An geeigneten Plätzen oder an der Stelle der alten Burgwälle erwuchsen allmählich Städte mit deutschem Rechte und einem kühnen und unternehmungslustigen Bürgertum, Städte, die bald ihren weit älteren Schwestern im Westen und Süden Deutschlands an

innerer Kraft und äußerer Macht nur wenig nachstanden oder sie gar überragten. Und nicht planlos erstanden diese Begründungen, sondern zumeist angelegt nach bestimmtem Plane, besiedelt und bevölkert von eigenen Unternehmern. Daneben bildete sich allmählich ein deutscher Adel im Lande, der unter Übernahme des üblichen Ritterdienstes eine Stütze der Herrscher wurde und nun seinerseits auf dem ihm zu Lehn oder zu Eigentum überwiesenen Grundbesitze für die Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter sorgte. Auch die Kirche griff mächtig in das Werk ein; die neu entstandenen Klöster hatten ein besonderes Interesse, den ihnen gehörigen Grund und Boden zu möglichst großer Ertragsfähigkeit und Ausnutzung zu bringen und deshalb an deutsche Kolonisten auszuthun. So wurde in ähnlicher Weise und oft unter ähnlichen Verhältnissen, wie in neuerer Zeit die weiten Gebiete Nordamerikas, das Land zwischen Elbe und Oder und über die Oder hinaus bis zur Weichsel und zum Pregel und Memel kolonisiert und germanisiert. Der eiserne Pflug, der Ziegelbau, geordnete Ackerwirtschaft, Eindämmung der Ströme, deutsche Dörfer, deutsche Städte waren die Gaben, welche von den Kolonisten mitgebracht oder im Lande geschaffen wurden. Um 1250 etwa ist der Höhepunkt der großen Bewegung erreicht, aber noch lange dauert sie fort, und erst allmählich natürlich treten die Resultate deutlicher hervor. So wurde aber in der Zeit, in der im Westen und Süden trotz der dort gebietenden Kaisermacht das deutsche Land Verluste über Verluste an Machtgebiet erlitt, im Osten ohne das Kaisertum ein Ersatz gewonnen und Landstriche dem Deutschtum zurückerobert, die dereinst den eigentlichen Kern der Macht bilden sollten, die zur Erneuerung und lebenskräftigen Umgestaltung der deutschen Kaisermacht berufen war.

Es liegt nun die Frage nahe: Wie verhielten sich denn die slawischen Bewohner der Gebiete zu der deutschen Einwanderung? Was wurde aus ihnen? Es ist schon betont worden, daß in Folge der fortgesetzten furchtbaren Kriege, in denen mit den besiegten Slawen nicht gerade sanft und milde verfahren ward, die Bevölkerung ungemein abgenommen hatte. Weite Striche lagen verödet und verlassen, große Landstrecken waren aber von den Slawen überhaupt

noch nicht in Bearbeitung genommen und boten schon an und für sich Kolonisten, die es verstanden, die Ackerwirtschaft intensiver zu betreiben, ein nicht geringes Feld für ihre Thätigkeit. Es ist wohl erklärlich, daß trotzdem die alten Bewohner nicht gerade mit freundlichen Blicken den Strom der Einwanderung begrüßten. Gewiß ist es auch oft zu Gewaltthaten, Kämpfen und Streitigkeiten gekommen. Mußten sie doch mit ansehen, wie ihre eigenen Fürsten den Einwanderern Vorteile zu teil werden ließen, die ihnen vorenthalten waren. Aber der Widerstand erwies sich bald als vergeblich. Da zogen sich dann nicht wenige Slawen, unzufrieden mit den neuen Verhältnissen, nach Osten zurück in Länder, die von der siegreichen deutschen Nation nicht so besetzt wurden. Die, welche im Lande blieben, erlagen allmählich im wirtschaftlichen Kampfe, sie wurden immer mehr zurückgedrängt. In den Städten gewannen die Deutschen die vollkommene Herrschaft und sahen mit Verachtung auf die Wenden herab, die sich allmählich ganz in die niedriger gelegenen Stadtteile zurückzogen, um dort als Fischer ihren kümmerlichen Unterhalt zu erwerben. So entstanden die bei vielen Städten noch heute sogenannten Kieze oder Kessine. Nach und nach aber ging dieser Teil der Bevölkerung entweder in der neuen ganz auf oder später, als eine tiefe Kluft die Wenden von den Deutschen schied, vollkommen zu Grunde. Auf dem Lande wurden sie entweder aus ihren Dörfern gewaltsam verdrängt, oder neben der slawischen Ansiedlung entstand ein deutsches Dorf, dessen Bewohner infolge ihrer größeren und verständigeren Ackerwirtschaft bald im wirtschaftlichen Kampfe den Sieg gewannen. Noch heute erinnern Dorfnamen mit dem Zusätze Groß oder Klein, Deutsch oder Wendisch an dieses Nebeneinanderwohnen der Angehörigen beider Völkerfamilien. Manche Slawen nahmen das Deutschtum wohl freiwillig an. So siegte der deutsche Pflug über den slawischen Haken, deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz über die Indolenz und Trägheit der alten Bewohner. Je weiter wir nach der Elbe zu gehen, desto schneller entschied sich der Sieg zu Gunsten der Deutschen. Nur in einzelnen kleinen Gebieten, die schwer zugänglich waren, erhielt sich das Slawentum, wie z. B. im Spreewalde und in einzelnen Strichen der Oberlausitz bis auf den heutigen Tag.

Sonst verschwanden hier in erstaunlich kurzer Zeit slawische Sprache und Sitte fast ganz. In den mehr östlich gelegenen Ländern hielten sich die alten Bewohner länger, da sie hier eine natürliche Unterstützung bei ihren benachbarten Stammesgenossen erhielten. Während z. B. auf Rügen bereits um 1404 die letzte wendisch sprechende Frau gestorben sein soll, herrschte diese Sprache in Hinterwommern noch lange Jahrhunderte im Volke und ist jetzt, wo das slawische Polentum wieder einen neuen Vorstoß gegen Westen unternimmt, bei den Slowinzen noch nicht ganz erloschen.

Dies überraschend schnelle Verschwinden der alten Bevölkerung hat oft Verwunderung und Erstaunen erweckt, und man hat nach einer natürlichen Erklärung für den Sieg des Germanentums gesucht. So ist die Vermutung aufgestellt, die slawischen Gebiete zwischen Elbe und Oder und rechts von der Oder seien thatsächlich nur oberflächlich slawisiert, als um 400 etwa die Slawen in das alte deutsche Gebiet eindrangen. Es sei in dem Lande eine nicht geringe deutsche Bevölkerung zurückgeblieben und die Slawen hätten nur die Herrschaft an sich gerissen, während die Menge der Unterthanen Deutsche gewesen seien, die im Laufe der Jahrhunderte zwar slawische Sprache und Sitte angenommen, aber doch das Gefühl des Deutschtums sich erhalten hätten. Mit Hülfe dieses altgermanischen Bestandteiles der Bevölkerung sei dann die Germanisation so schnell erfolgt.

Diese Hypothese hat des Unwahrscheinlichen so viel, daß sie abgewiesen werden muß. Nichts deutet in allen Berichten darauf hin, daß irgendwie größere Reste der alten Bevölkerung, die wirklich noch deutsch fühlten oder gar sprachen, um 1100 in dem weiten Gebiete vorhanden waren. Und wenn wirklich Germanen im Lande zurückgeblieben waren, als die Slawen allmählich nach Westen vordrangen, so können sie unmöglich ihr Deutschtum in den sechs bis sieben Jahrhunderten so bewahrt haben, daß sie sich mit den einwandernden Deutschen eins fühlten. Sie müßten ja auch mitten im Slawenlande einen ähnlichen Kultursfortschritt gemacht haben, wie die aus dem deutschen Westen kommenden Einwanderer, wenn sie diese als ihre Stammesgenossen aufnahmen und sich mit ihnen verbanden. Das ist ganz undenkbar, schon durch Glauben und

Sitte wären sie sich ganz fremd gewesen. Wenn man in den Kolonialländern Reste altgermanischer Volksanschauung in Sagen und Gebräuchen entdeckt hat, so sind das zum kleinsten Teile Reste aus der Zeit, in der einst hier Germanen saßen, Reste, die von den Slawen ausgenommen und bewahrt waren, bei weitem näher liegt die Erklärung, daß die neuen Bewohner diese alten Überbleibsel germanischen Altertums mitbrachten und von neuem in das Land verpflanzten.

So etwas ganz Unerhörtes und Beispiellofes hat der allmähliche Sieg des Deutschtums auch nicht. Denken wir doch nur daran, wie in Südamerika die spanischen Eroberer die einheimische Bevölkerung ganz verdrängten und vernichteten, wie in Nordamerika englische Sprache und Sitte in verhältnismäßig kurzer Zeit zur vollen Herrschaft gelangten und die alten Bewohner allmählich immer weiter zurückgedrängt wurden. Ähnlich sind auch die Slawen aus dem deutschen Kolonialgebiete mit Gewalt oder in friedlichem Wettbewerb vertrieben, von den neuen Bewohnern aufgefressen, so daß nach den Untersuchungen Virchows gerade hier Reste des slawischen Typus selten und spärlich sind.

Das ist in großen Zügen der Verlauf der Germanisation im ostelbischen Gebiete. Sehen wir uns nun den Vorgang in Pommern selbst etwas genauer an.

Es ist bereits erzählt, daß Bischof Otto von Bamberg deutsche Geistliche im Lande zurückließ. Ganz natürlich ist es, daß diese nicht alle Bande auflösten, die sie mit ihrer alten Heimat verbanden. Sie werden gewiß auch deutsche Stammesgenossen nachgezogen haben. Schilderten doch die Biographen des Bischofs unser Pommern geradezu als ein Land, in dem Milch und Honig fließt, und erzählten von der wunderbaren Fruchtbarkeit und dem Reichtum desselben, daß wir Nachgeborenen es mit Staunen lesen und mit Sehnsucht an die sogenannte gute alte Zeit zurückdenken. Solche natürlich sehr übertriebenen Schilderungen mußten ja geradezu anlocken und reizen, in dies Paradies zu ziehen, um dort Reichtum und Wohlstand zu gewinnen. Durch die Christianisierung war das Land erschlossen, und es begann, wenn auch nur sehr langsam, das Werk der Germanisierung. Auch die pommerschen Landesherren,

die mehr und mehr den Nutzen erkannten, der ihnen für ihre Herrschaft aus der christlichen Religion erwuchs, waren nicht nur in Berührung mit den Deutschen gekommen und begünstigten zunächst wenigstens die deutschen Geistlichen. Und der pommerische Bischof, der anfangs seinen Sitz in Wollin, später in Kammin hatte, war geradezu auf deren Mithülfe im Werke der tiefer dringenden Befehrung angewiesen, besonders seitdem Polen in einen allmählichen Verfall geriet und weniger als früher in die inneren Verhältnisse des Landes am Meere eingriff.

Neben die Weltgeistlichkeit trat dann um 1170 auch die Ordensgeistlichkeit auf den Schauplatz. Stand doch damals der Ordensklerus in Deutschland an Zahl der Mitglieder und innerer Tüchtigkeit in hoher Blüte. Durch die Ausbreitung des Prämonstratenser- und Cisterzienserordens zwischen Rhein und Elbe waren neue Elemente, neue Kräfte zu demselben getreten, die namentlich auch auf dem Gebiete der Landeskultur ganz Hervorragendes leisteten. 1170 schenkte Herzog Kasimir den Prämonstratenser-Mönchen in Havelberg zur Errichtung eines Klosters in Pommern ein Gebiet bei Neubrandenburg, auf dem dann das Kloster Broda entstand, und diese Mönche erhielten das Recht, neben den Slawen auch Deutsche anzusiedeln. In derselben Zeit etwa wurden in Dargun bei Demmin und in Kolbacz Cisterzienserklöster begründet. Sie wurden zwar mit dänischen Mönchen besetzt, aber doch bald recht eigentlich Centralpunkte des Deutschtums in ihren Gebieten und die bedeutendsten Förderer der Kolonisation und Kultivierung des Landes. Die erste nachweisbare deutsche Ortschaft in Pommern, die geradezu Deutschendorf genannt wird, gehört zum Besitze des Kolbazer Klosters, es ist vielleicht das jetzige Hohenkrug. Und wenn wir uns noch heute der Fruchtbarkeit des Weizackers erfreuen, so ist diese nicht am wenigsten der fleißigen Arbeit der Kolbazer Mönche und ihrer Leute zu verdanken. Nicht nur selbst arbeiteten die Cisterzienser eifrig, wie es ihnen die Regel ihres Ordens gebot, sie legten auch Vorwerke und Dörfer an, in denen deutsche Bauern für sie den Boden bebauten. Sie zogen dann auch Handwerker, Bauleute u. a. in das Land, wenn sie ihre Klostergebäude stattlich errichteten. Der dürftige Rest derselben,

der uns in der Kirche zu Kolbatz mit der prächtigen Rosette im Giebel erhalten ist, mag uns an die hervorragende Kulturthätigkeit der Cisterzienser erinnern.

In Hinterpommern waren ähnlich thätig die Prämonstratenser-Mönche in Belbuk bei Treptow a. N., die etwa 1180 hier angesiedelt bald das öde und verlassene Gebiet mit Bauern besetzten. Damals kam Pommern unter dänische Herrschaft, trotzdem kurz zuvor der Herzog Bogislaw I. vom Kaiser Friedrich Barbarossa zum unmittelbaren Fürsten des römischen Reiches erhoben war. Doch die Oberhoheit des Dänenkönigs, die 1185 von demselben Herzoge anerkannt werden mußte, trat der langsam fortschreitenden Germanisierung keineswegs hinderlich entgegen. Wir finden gerade in dieser Zeit zuerst die Spuren einer etwas größeren Einwanderung von Laien. Wurde dann auch mehrere Jahre hindurch die christlich-germanische Kultur durch harte Kämpfe mit Dänen, Brandenburgern, Polen gefährdet, vernichteten die Raub- und Verheerungszüge auch manche neue Gründung, so wurde doch bald nach 1200 die enge Verbindung mit Dänemark wieder hergestellt und der kirchliche Einfluß befestigt. Es war auch sehr notwendig, die innere Arbeit fortzusetzen, denn um 1180 war, wie Herzog Bogislaw selbst sagt, sein Volk zum größten Teile dem Christenglauben innerlich noch nicht gewonnen, und in derselben Zeit berichtet der dänische Chronist Saxo, Bekenner des Christentums in Pommern seien nur die dortigen Fürsten, während die Angehörigen des niederen Volkes demselben feindlich gegenüberständen und dem Namen nach Christen, in Wirklichkeit durchaus Heiden seien. Deshalb war es von Segen, daß die Klöster im Lande sich mehrten und die bereits begründeten, aber zum Teil in den Stürmen eingegangenen Stiftungen erneuert wurden. In Eldena und Neuenkamp, in Bergen auf Rügen und auf Hiddensee, in Berchen und in Stolp an der Peene, in Pudagla auf Usedom, in Jaseniz, Kolberg, Kösklin, Bukow in Hinterpommern und an anderen Orten entstanden in dieser Zeit oder später Klöster, die auch in wirtschaftlicher Beziehung einen bedeutenden Einfluß in ihren Gegenden ausübten. Auch ward die Herrschaft des Christentums im Lande befestigt und das deutsche Volkstum gefördert. Vollkommen freie Bahn aber fand es erst,

als 1227 durch die Schlacht bei Bornhöved die dänische Herrschaft in Norddeutschland vernichtet ward und auch Pommern von der Oberhoheit der nordischen Großmacht frei wurde.

Damals ergriff eben selbst die Zügel der Regierung im Herzogtume Stettin Barnim I., der Mann, welcher recht eigentlich das Werk der Germanisierung systematisch durchführte. Er war kein hervorragend bedeutender Mann, kein großer Feldherr, kein Fürst von außerordentlicher Genialität, aber, soweit wir aus den trockenen Urkunden zu urteilen vermögen, ein treuer Freund der Kirche und ein Herrscher, begabt mit Einsicht und selbständigem Urtheile. In der äußeren Politik hat er nicht viel Glück gehabt, er mußte, ebenso wie sein Vetter Wartislaw, der in Vorpommern herrschte, die Lehnsoberrhoheit der brandenburgischen Askaniern anerkennen. Später vereinigte er das ganze pommersche Land in seiner Hand, nur auf Rügen und in dem gegenüberliegenden Lande hielt sich das alte Fürstengeschlecht, aber er schadete der staatlichen Einheit dadurch, daß er dem Bischöfe von Kammin einen ausgedehnten Besitz bei Kolberg überwies und dadurch in den Kirchenfürsten ein Gelüste nach Selbständigkeit und weltlicher Herrschaft erweckte. Barnims Bedeutung liegt auf dem Gebiete der inneren Politik, durch ihn erst ist Pommern ein deutsches Land geworden, er befolgte das Vorbild, das ihm die märkischen Nachbarn gaben, die planmäßig das Deutschtum förderten.

Bei dem Werke stand ihm in erster Linie die Kirche zur Seite. Auf dem Kamminer Bischofsstuhle saß damals Hermann, ein thüringischer Graf von Gleichen. Dieser zog deutsche Ansiedler nicht nur in sein neu erworbenes Gebiet, sondern veranlaßte auch adlige Standesgenossen aus Thüringen, Sachsen oder Westfalen in das Land des Herzogs zu ziehen. Die Klöster auf dem Lande erwarben immer größeren Besitz, den sie mit deutschen Bauern besiedelten, die Kulturarbeit der Cisterzienser oder Prämonstratenser ward intensiver. Neben sie traten dann auch Angehörige der neu begründeten Bettelorden der Franziskaner oder Dominikaner, die sich in den erblühenden Städten, in Stralsund, Greifswald, Demmin, Pasewalk, Stettin, Kammin, Pyritz, Greifenberg, Dramburg, Nörenberg, Stolp niederließen und besonders durch Predigt und

Seelsorge wirkten. Auch die Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschherren erwarben Besitz bei Stargard, bei Bahn und bei Neustettin und wurden auch hier recht eigentlich Pioniere christlich-germanischer Kultur.

Daneben kamen Angehörige alter Adelsgeschlechter in das Land, erhielten zu Lehn oder freiem Besitze Güter und traten in den Dienst des Herzogs, der bald in seinem Gefolge und an seinem Hofe ausschließlich deutsche Ritter und Herren hatte. Gar manche von diesen Familien, deren Verdienste um unser Land nicht gering geachtet werden darf, sind später erloschen, aber viele blühen noch heute und haben Besitz, den einst vor sieben Jahrhunderten ihre Stammväter im Slawenlande erwarben, wie die Behr, Malkahn, Rammin, Schöning u. a. Auch Angehörige altangesehener slawischer Geschlechter nahmen allmählich deutsche Sitte, deutsches Recht und Wesen an, wie die Borcke, Kleist, Puttkamer u. a., während andere in Haß gegen die neue Bevölkerung ihren Besitz aufgaben und sich nach Polen wandten.

Die große Masse aber der Einwanderer bildeten Kaufleute, Handwerker und Bauern. Die Eröffnung des Slawenlandes bot für den Handel ein sehr erwünschtes neues Feld der Thätigkeit, und das blühende deutsche Handwerk fand ein neues Gebiet. So ließen sich Handel- und Gewerbetreibende natürlich an den Orten nieder, wo bereits größere Ansiedlungen bestanden, zumeist an und bei den alten Burgwällen. Bald verdrängten sie die Slawen, gewannen das Übergewicht, und aus den rechtlich vom Lande nicht geschiedenen Wohnstätten wurden wirkliche deutsche Städte, von den Fürsten mit deutschem Stadtrecht aus Lübeck oder Magdeburg begabt, je nachdem die Mehrzahl der neuen Bürger das eine oder andere Recht mitgebracht hatten. Ein deutscher Vogt und Bürgermeister und Rat traten an die Spitze der Verwaltung, so entstanden Städte, wie Demmin, Loitz, Stettin, Kolberg, Pyritz, Rammin, Wollin, Stolp u. a. Aber auch wirkliche Neuschöpfungen städtischer Art wurden ins Leben gerufen. Vom Herzoge, Bischöfe oder auch von adligen Herren wurde die Feldmark an Unternehmer überlassen, welche die Stadt nach einem immer wiederkehrenden Plane anlegten und mit Deutschen besetzten. Sie erhielten dafür bestimmte Vorrechte, die

neuen Bürger einige Freijahre, nach deren Verlauf sie zu den gewöhnlichen Abgaben an die Herrschaft verpflichtet waren. So sind neu erstauden z. B. Greifenhagen, Greifenberg, Köslin, Plathe, Regenwalde, Rügenwalde u. a. Aus dieser Art der Begründung erklärt sich die Ähnlichkeit der Anlage fast aller kleineren Städte, in denen der Markt den Mittelpunkt bildet, in den gewöhnlich 4 Straßen münden, die dann unter sich wieder verbunden sind. Die älteste Bevölkerung war kaum minder gemischt, als es in amerikanischen Städten der Neuzeit der Fall ist. Vom Niederrhein und aus Westfalen, aus Sachsen und der Altmark, aus Lübeck oder Magdeburg stammten sie und führten als Erinnerungszeichen Namen, die sich auf die alte Heimat bezogen.

In derselben Weise entstanden die Dörfer entweder aus alten Ansiedlungen der Pommern oder, wie man sagt, aus wilder Wurzel, d. h. planmäßig angelegt von Unternehmern, von denen für die neue Gründung Ansiedler in der Ferne angeworben und herbeigeführt wurden. Der Landesherr oder Grundbesitzer gab die nötige Feldmark, von der einige Hufen für die Kirche, einige für den Schulzen, die anderen in Gemenglage für die neuen Bauern bestimmt wurden. Solche Neugründungen sind z. B. die zahlreichen Dörfer, deren Namen auf -hagen endet, ursprünglich eingehegt von einem Zaun oder Dornengehege. Im Gegensatz zu den slawischen Dörfern, in denen die Höfe zumeist in einem nur nach einer Seite offenen Kreise lagen, erstreckten sich die deutschen Dörfer lang hin an einer durchgehenden Straße. In der Mitte erhob sich die Kirche, zumeist aus unbehauenen Feldsteinen errichtet, oft mit einer starken Mauer umgeben, so daß sie im Kriegsfall auch als Zufluchtsstätte gegen die Feinde dienen konnte. Einfach genug müssen wir uns die Verhältnisse im 13. Jahrhundert denken, stattliche Burgen und Ritteritze gab es wohl nirgends. Noch später werden die festen Wohnungen des Adels geringschätzig als „Krähennester“ bezeichnet.

So wird Pommern allmählich ein deutsches Land, ohne besonders im Osten den slawischen Charakter ganz zu verlieren. Erst im Laufe der Jahrhunderte ist die Germanisation vollendet, aber die Anfänge im 12. und 13. und der weitere Fortschritt im 14. Jahrhundert haben einen Grund gelegt, auf dem die ganze

spätere Zeit weitergebaut hat und auf dem wir noch heute stehen. Dank sei daher den weitschauenden Herren, welche die Kolonisierung in die Wege leiteten und förderten, sowie den wackeren Männern, die eine großartige Kulturarbeit im Lande am Meere übernahmen und durchführten!

Ein ehrwürdiges Denkmal ihrer Thätigkeit ist unsere alte Jakobikirche, die in diesen Tagen in neuer Pracht und würdiger Ausstattung erstanden ist. Ihre Geschichte ist vor fünfzehn Jahren, als wir die Erinnerung an die vor sieben Jahrhunderten erfolgte Gründung des Gotteshauses feierten, mit Recht als die Geschichte aufrichtiger Frömmigkeit, bereiter Opferfreudigkeit, männlichen Mutes, frohen Selbstbewußtseins, machtvollen Willens und Könnens bezeichnet worden.

In der Zeit nach Bischof Ottos Wirken in Stettin begann allmählich eine Zuwanderung von deutschen Kaufleuten und Handwerkern auch nach der Wendenburg Stettin. Sie siedelten sich auf der Höhe neben dem Burgwalde an. Mancherlei Reibereien und Zwistigkeiten mit den Slawen blieben nicht aus, und auch die Christen unter diesen standen den Deutschen nicht gerade freundlich gegenüber, wollten sie ihnen doch nicht gerne Zutritt zu ihrem Gotteshause, der Peter-Paulskirche, gewähren. So entstand in der deutschen Gemeinde der lebhafteste Wunsch, eine eigene Kirche zu besitzen. Unter den Ansiedlern befand sich als einer der angesehensten ein aus Bamberg stammender Mann, mit Namen Beringer, der nicht unbedeutenden Landbesitz in und bei Stettin erworben hatte. Dieser erklärte sich bereit, auf seine Kosten ein Kirchengebäude für die Deutschen zu errichten. Im Jahre 1187 ward das Gotteshaus unter Teilnahme der Bevölkerung in glänzender Versammlung der Edlen des Landes vom Bischofe Siegfried von Kammin geweiht. Nach dem heiligen Jakobus wurde die neue Stiftung benannt, war er doch der Beschützer und Patron der Fremden und Pilger, und als Fremde fühlten sich damals die Deutschen noch immer im Pommerlande. Das Patronat übernahm das Michaelskloster bei Bamberg, das durch Mönche den Gottesdienst und die Seelsorge wahrnehmen ließ. Bis zur Reformation hat diese Verbindung der Kirche des Jakobus mit Bamberg bestanden. Zwar ist von dem durch Beringer gestifteten Gebäude keine Spur mehr vorhanden,

wissen wir doch nicht einmal, ob es schon ein Steinbau oder nur, was wahrscheinlicher ist, ein Holzbau gewesen, aber bereits im 13. Jahrhundert entstand ein stattlicher in Stein ausgeführter Erweiterungsbau, der die Formen des damals schon überall bei uns durchgedrungenen gotischen Stiles zeigte. Von diesem Bau sind noch an der Nordwestecke des heutigen Turmes Reste zu erkennen. Das Gebäude hatte sicher zwei Türme und war dreischiffig mit niederen Seitenschiffen angelegt. Um 1400 ist dann die Kirche weiter ausgebaut worden.

In dem Gotteshause erhielt die kleine deutsche Gemeinde recht eigentlich einen Mittelpunkt und eine feste Stütze, und sie wurde allmählich durch Zuwanderung größer. Die Herzoge Bogislaw I. und Barnim I. begünstigten die Deutschen ganz besonders, es entstand eine halb städtische, halb ländliche Kolonie neben der alten slawischen Ansiedlung und übertraf diese bald an Größe und Umfang. Es erwies sich dann als durchaus notwendig, die rechtliche Stellung der Kolonisten, die bisher gegenüber der alten Kastellanei-Verfassung ohne jede Rechte dastanden, zu regeln und festzulegen. Zunächst wurden die Parochialgrenzen zwischen den Gemeinden von St. Peter und St. Jakobus bestimmt, dann ward von Barnim I. das Gericht auf die Deutschen übertragen und schließlich 1243 die Stadt durch Bewidmung mit dem Magdeburger Rechte zu einer deutschen erhoben. Es wurde dann später der Ort der alten Burg den Bürgern überlassen, die Stadtbefestigung errichtet und erweitert. Franziskaner-Mönche ließen sich etwa 1240 in der Stadt nieder und begründeten ein Kloster, von dem heute noch die in ihrer Existenz gefährdete Johanniskirche zeugt. Im Jahre 1263 ward vom Herzoge Barnim I. auf der Höhe an der Stelle der alten Burg der Grund zu einem Gotteshause gelegt, das als ein Dom reich ausgestattet der Jungfrau Maria geweiht war und viele Jahrhunderte hindurch recht eigentlich die vornehmste Kirche der Stadt war, bis auch sie ganz verschwunden ist. Der Marienplatz und die beiden Domstraßen erinnern nur noch wenige an den alten Dom von St. Marien. Hospitäler zum heiligen Georg und zum heiligen Geist lagen vor der Stadt, auf der Lastadie Kirche und Hospital der heiligen Gertrud. Brücken wurden über die Oder gebaut, die Errichtung des Dammes, der durch die Wiesen

bis nach Altdamm führte, erfolgte im Jahre 1299 durch die Bürgerschaft, der Grundbesitz der Stadt erweiterte sich allmählich besonders durch die Schenkungen der Herzoge Barnims I., Ottos I. und Barnims III., der 1346 auch den Anfang zu einem Schloßbau legte.

So ist im Laufe der Zeit aus den beiden neben einander liegenden Niederlassungen eine wirkliche deutsche Stadt entstanden. Sie wurde für lange Zeit im Süden von dem Einschnitt des alten Schützengartens, im Westen durch den heutigen Paradeplatz, im Norden durch den Königsplatz und Klosterhof begrenzt. Die Peter-Pauls-Kirche und das 1243 begründete Nonnenkloster, dessen Kirche an der Junkerstraße erhalten ist, lagen außerhalb der Stadt. Der Plan, nach dem die neuen Straßen mit den damals recht einfachen und dürftigen Häusern angelegt waren, läßt sich noch jetzt erkennen und unterscheidet sich von dem in der Unterstadt beobachteten zumal dadurch, daß dort die Straßen meist parallel verlaufen und durch viele geradwinkelig schneidende Gassen verbunden sind, während in der neuen Stadt die Straßenzüge, welche von der Oder heraufführen, zur leichteren Überwindung der Steigung gekrümmt und durch Querstraßen selten unterbrochen sind. Auf der Höhe verschieben sich die Straßensfluchten nach jeder Kreuzung etwas seitlich, so daß die eine niemals eine geradlinige Fortsetzung der anderen bildet. Vergleichen Sie z. B. die Hofmarkt- und die Pelzerstraße, die beiden Papenstraßen, die große Dom- und die obere Schulzenstraße und ihren unteren Teil mit ihrer Fortsetzung in der Mönchenbrückstraße. Es sollte wohl durch diese Anlage den Winden der freie Zutritt und Durchzug erschwert werden.

Die Mehrzahl der deutschen Bewohner der Stadt muß aus dem Gebiete des Magdeburgischen Rechtes gekommen sein. Später sind noch solche hinzugekommen, welche das Lübecker Recht mitbrachten, gebrauchte doch die Lastadie dies Recht. Der Einfluß Lübecks zeigt sich auch sonst gar deutlich im alten Stettin. Eben-dorthin, nach der Altmark und den südlich angrenzenden Gebieten, nach Niedersachsen, Westfalen, Braunschweig, Mecklenburg weisen auch die ältesten Familiennamen, von denen fast die Hälfte auf Ortsbezeichnungen zurückgeht. Andere sind von Gewerben, sonstigen persönlichen Verhältnissen oder Personennamen hergenommen.

Aus den Deutschen ward der Rat der Stadt gebildet, der anfangs unter Leitung des herzoglichen Schultheißen, sehr bald aber unter selbstgewählten Bürgermeistern die Geschäfte der Stadt leitete. Es ward auch schon im 13. Jahrhundert ein Rathhaus errichtet, an der Stelle, wo noch heute das aus späterer Zeit stammende alte Rathhaus sich erhebt.

Deutsch war die Stadt geworden, deutsch ihre Bewohner, deutsch ihr Recht, Sitte und Sprache. Kümmerlich nur fristeten noch im Kessin oder in den Wicken an der Oder die Reste der slawischen Bevölkerung ihr Dasein, ausgeschlossen von der Verwaltung der Stadt, von den Innungen und Korporationen. Es erblühten immer mehr Handel und Gewerbe, und bald erstand statt der alten dürftigen Wenden-Ansiedlung eine fest beschirmte, stattlich bewehrte und ausgebaute mittelalterliche Stadt. Es mag die Umänderung in gewissem Sinne eine ähnliche gewesen sein, wie wir sie in Stettin miterlebt haben, das sich aus einer durch Festungswerke eingeschränkten Enge ausgedehnt, erweitert und nach allen Seiten Luft und Licht gewonnen hat, wie nie zuvor.

So waren auch eine andere Luft, ein anderes Licht über das ganze Land am Meere gekommen durch die Christianisierung und Germanisierung. Ein neuer Geist war eingezogen, der allmählich in alle Kreise der Bevölkerung drang. Nicht auf einmal natürlich geschah das, sondern zwei Jahrhunderte hindurch dauerte mindestens der Kampf der widerstreitenden Elemente, aber der Sieg war für das Deutschtum bereits um 1250 sicher entschieden, ein Sieg, der recht eigentlich durch die innere Kraft und Tüchtigkeit des deutschen Volkes erworben ist. Möge, mit diesem Wunsche lassen Sie mich schließen, dieser Sieg nie wieder verloren gehen, mögen deutsche Tugenden stets in unserem Lande herrschen, möge schließlich die ehrwürdige Jakobikirche als ein Wahrzeichen deutscher Gesinnung noch lange weit über unsere Stadt hinaus schauen und auch späteren Geschlechtern erzählen von dem alten deutschen Fleiße, Bürgersinn und Frömmigkeit!

III.

Von der Hanſa und dem mittelalterlichen Städteweſen.

Navigare necesse est, vivere non est necesse. „Es ist notwendig Schiffahrt zu treiben, nicht notwendig ist es zu leben“, ſo leſen wir über dem Thore des Hauſes „Seefahrt“ zu Bremen. Was iſt das Leben wert, wenn es nicht Mühe und Arbeit iſt, wenn es nicht gilt mit kühnem Wagemut im Streben nach hohen Zielen das Leben auch einzusetzen? So dachten die hochgemuten Männer, die jenes Wort als ihren Wahlspruch erwählten, die zu Ehr und Nutzen ihrer Vaterſtadt auf das weite Meer hinausblickten, hinausführen und dadurch ſich ausbildeten zu freien Perſönlichkeiten mit kühnem Sinne und offenem Herzen. Es iſt eine Freude, dies friſche Wagen gepaart mit klugem Unternehmungsgewiſte auch in der Vergangenheit unſeres Volkes zu beobachten. Wie friſcher, kräftiger Seewind weht es uns an, wenn wir uns in die Zeit zurückverſetzen, in der an unſerer „Waterkant“ Seefahrt und Handel zuerſt erblühten, in der der Schiffer mit dem Kaufmann zuſammen deutſche Kraft und That weithin über die Länder verbreitete. Und ein Stolz iſt es für uns Pommern, daß auch die Bürger unſerer Städte einen nicht geringen Anteil haben an dem Ruhme, der von der deutſchen Hanſa noch heute ausgeht, wo wieder die deutſche Flagge auf allen Meeren achtungsgebietend von zahlreichen Schiffen weht. Fesselnd und packend iſt trotz vieler Mängel und Fehler im einzelnen, trotz zahlreicher Mißſtände und Unglücksfälle die Geſchichte der Hanſa, wenn wir ſie im ganzen betrachten, lehrreich zugleich ihre Entwicklung und ihr Sturz für jeden, der mit offenen Augen in den Jahrbüchern der Vorzeit zu leſen verſteht.

Anziehend und reizvoll erscheint uns das Bild einer mittelalterlichen Stadt, eigenartig das Leben und Treiben ihrer Bürger, und oft ist beides von einem solchen romantischen Schimmer umgeben worden, daß immer wieder die Zeitmode Einzelheiten daraus hat zu neuem Leben entstehen lassen. Zeigt dann die Geschichte deutlich genug, daß nicht alles wirklich so glänzend, farbenprächtigt und, wenn ich so sagen darf, stilvoll war, wie wir in unserer Phantasie es uns denken, so erwachen wir zwar aus einem schönen Traume, lernen dann aber bald erkennen, daß das Singen und Sagen von „der guten alten Zeit“ nur zu oft der alles Vergangene in einem schöneren Lichte darstellenden Neigung der Menschen entsprungen ist. Trotzdem zieht uns die Zeit, in der das Bürgertum seine schönsten Blüten trieb, mit magischer Gewalt wieder an sich, und die gewaltigen Zeugen jener Tage, die großartigsten Schöpfungen deutscher Baukunst lassen uns mit ihrem Zauber nicht wieder los. Wer durch die Straßen von Nürnberg oder Rotenburg, von Goslar oder Hildesheim, von Lübeck oder Stralsund gewandert ist, der kennt die Sprache, die dort die Baudenkmäler zu jedem, der hören will, reden, der setzt sich in Gedanken zurück in die Zeit, wo jene eben noch nicht tote Baudenkmäler, sondern sozusagen, lebende Glieder an dem Körper der mittelalterlichen Stadt waren. Und wo wir, wie in Stettin, nur gar wenige Reste jener Periode haben, auch dort können wir mit liebevollem Eingehen ihren Spuren wohl nachgehen und manchen, wenn auch bescheidenen Gewinn für Verstand und Gemüt daraus ziehen.

Von der Hanse und dem mittelalterlichen Städtewesen, wie es uns namentlich in Pommern entgegentritt, erlauben Sie mir heute zu erzählen. Gerade aber dabei muß ich zum Teil recht lebhaft an Ihre Phantasie appellieren, da das Wort oft schwer ersetzen kann, was eigene Anschauung oder des Malers Kunst in wenigen Minuten vor die Seele zaubern.

Ohne das römisch-deutsche Kaisertum ist die große That der Germanisierung der Ostseeländer vollbracht, in der Zeit, wo seine Macht am tiefsten darniederlag, sind die Städte im Norden erblüht. In ihnen fanden zahlreiche Deutsche Schutz für ihre Thätigkeit, den ihnen die Herrschaft im Lande oder im Reiche nicht zu gewähren

verstand. Hier thaten sich die einzelnen Berufszweige, die Kaufleute und Handwerker, zu Körperschaften, Innungen, Zünften oder Ämtern eng zusammen und erhielten einen festen Halt für alle Seiten des Lebens, auch für Sitte und Religion. Alle Bürger umspannte aber das gleiche und gemeinsame Interesse an der Stadt, und jeder wehrhafte Mann war bereit, für sie Leben und Gut einzusetzen. In den stärker wachsenden Gemeinden nahmen bald Handel und Verkehr zu. Die reine Hauswirtschaft, in der jedes Haus selbst alles erzeugte, was gebraucht wurde, hörte auf, aus dem Tauschverkehr wurde bald ein richtiger Handel, in dem das Geld der Wertmesser und das Mittel zum Austausch ward. Die Bedürfnisse wurden bei steigendem Reichtume größer, es war Aufgabe des Kaufmannes, sie zu befriedigen. Das rührige Handwerk bedurfte größerer Massen Rohstoffe, als es aus der Nachbarschaft beziehen konnte, der Kaufmann mußte solche einführen. Dagegen konnte er Erzeugnisse, die im Überfluß vorhanden waren, ausführen und gegen andere austauschen. Und nicht nur für die Bürger seiner Stadt hatte er zu sorgen, auch die auf dem Lande wohnende Bevölkerung mußte allmählich von der Eigenwirtschaft übergehen zum Kaufe und Verkaufe und fand dazu Gelegenheit auf dem Markte der nahegelegenen städtischen Gemeinde.

Leicht aber und gefahrlos war das Geschäft des Kaufmanns nicht. Zunächst auf dem Lande drohten ihm und seinen Warenzügen Gefahren allerwege. Die Unsicherheit auf den Straßen, Raub und Überfall seitens vieler Mißgünstiger, Erschwerung durch Zölle und Abgaben, Konkurrenzneid in anderen Städten waren Mißstände, welche Jahrhunderte hindurch herrschten. Außerhalb ihrer Stadt waren die Kaufleute überall rechtlos und nichts als Gäste. Andere Gefahren bot der Seehandel. Zu den natürlichen, die zu allen Zeiten der Schifffahrt gedroht haben und noch drohen, aber ehemals bei der Unbehilflichkeit der kleinen Schiffe, der mangelhaften Kenntnis des Navigationswesens und in den schwierigen Küstengewässern noch erheblich größer waren, kam das furchtbare Unwesen der Seeräuber. Jedes Handelsschiff mußte stets zum Kampfe gerüstet sein. Daher ist es sehr erklärlich, daß sowohl zu Lande als auch auf dem Meere sich Kaufleute und Schiffer zu

gemeinsamen Fahrten und Zügen zusammenthaten, um den Feinden kräftiger entgegenzutreten. Mit dem Schwerte mußten sie wohl verstehen umzugehen und oft genug ihr Leben und ihr Gut verteidigen. Auch die Stadtgemeinde selbst hatte ein Interesse daran, ihre Angehörigen außerhalb der eigenen Mauern zu schützen, da die Landesherren diese Pflicht unterließen, ja nicht selten selbst die Bürger befehdeten und angriffen. Deshalb verbanden sich wohl auch mehrere Städte zu gemeinsamem Schutze oder die deutschen Kaufleute thaten sich im Auslande zu Einungen, Korporationen und Handelsgesellschaften zusammen, um mit gemeinschaftlichen Kräften den Betrieb ihrer Geschäfte zu sichern.

Die norddeutschen Städte von der Mündung der Schelde an bis gen Preußen und Liv- und Esthland betrieben ihre Schiffahrt auf der Nord- und Ostsee. Die wirtschaftlich damals noch wenig entwickelten nordischen Länder, England, Dänemark, Schweden, Norwegen, boten ihnen ein weites Feld ihrer Thätigkeit und ein reiches Absatzgebiet. In diesen Ländern thaten sich schon im 11. oder 12. Jahrhundert die deutschen Kaufleute, die dorthin zum Ein- und Verkaufe kamen, zu Genossenschaften zusammen und gewannen dann von den dortigen Herrschern Privilegien und feierliche Bestätigung ihrer Rechte. In den ersten Bündnissen norddeutscher Städte (1241) zu gemeinsamem Schutze und in der ersten Anlage von solchen privilegierten Handelsfaktoreien zu London, zu Wisby auf Gotland, zu Nowgorod am Wolchow in Rußland liegen die Anfänge des Hansebundes, in dem von vornherein Lübeck eine zwar nicht rechtlich, aber thatsächlich bestehende Vorortstellung einnahm. Im Jahre 1143 zuerst begründet, dann wiederholt zerstört und verlegt blühte diese Stadt rasch empor und that sich als die große Pforte zur Ostsee auf. Ihr gaben dann der mächtige Handel und die emsige Betriebsamkeit ein Gewicht und Ansehen, das sie Jahrhunderte hindurch behauptet hat. Der anfänglich noch lose Bund der Städte wurde erst recht gefestigt und erweitert, als im Jahre 1361 König Waldemar IV. von Dänemark das wegen seines Reichthumes weitgerühmte Wisby auf Gotland überfiel und nach heftigem Kampfe gewann. Von dem bald danach eingetretenen Verfall der einst so überaus mächtigen Stadt legen die Ruinen der Kirchen

und Befestigungen Zeugnis ab und predigen gar deutlich von dem Niedergange menschlicher Schöpfungen. Die Feindschaft aber Waldemars gegen den deutschen Kaufmann führte zu einem engeren Bündnisse der norddeutschen Städte, das am 19. November 1367 zu Köln geschlossen ward, nachdem ein Waffengang unter Lübecks Führung vorher wenig glücklich gewesen war. Jetzt gelang es der vereinigten Seemacht, einen vollkommenen Sieg zu erringen, Waldemar floh aus seinem Reiche, und sein Reichsrat schloß am 24. Mai 1370 zu Stralsund Frieden mit den Städten, der ihnen ihre alten Vorrechte in Dänemark bestätigte und neue verlieh. Das war der Höhepunkt der Hanse, ihre Blüte dauerte trotz vieler Streitigkeiten bis in das 16. Jahrhundert, der deutsche Kaufmann herrschte im Norden.

Aus dem losen Bündnisse einiger Städte an der Ostsee hatte sich ein zwar nie ganz eng geschlossener Bund von zahlreichen norddeutschen Städten entwickelt, ein merkwürdiges staatsrechtliches Gebilde, das nur im Rahmen eines solchen losen Staatsgefüges denkbar ist, wie es das alte Reich war. Die Zahl der Hansastädte läßt sich nicht ganz genau angeben, sie hat immerfort gewechselt. Es gehörten zu ihnen aber keineswegs nur Seestädte von der seeländischen bis zur esthländischen Küste, auch zahllose Binnenstädte waren im Bunde, namentlich in Westfalen und Sachsen. So waren z. B. Hansastädte Köln und Andernach am Rhein, Hannover und Göttingen an der Leine, Magdeburg, Halle, Merseburg, Berlin, Frankfurt a. O., Breslau, Krakau, Thorn u. a. Es waren fast alle Städte, die einer Landesherrschaft unterthan waren, trotzdem aber zum Teil gegen den Willen derselben dem Bunde beitraten. Zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten fanden allgemeine Hansatage oder Versammlungen von Ratssendeboten einzelner näher zusammenliegender Städte statt. Niemals sind aber Vertreter aller Bundesmitglieder zusammen gewesen, das spezielle Interesse überwog fast immer die Teilnahme an den Bundesangelegenheiten. Die Verhandlungen auf diesen Tagen haben keineswegs etwas Großartiges, nein, meist handelt es sich um recht kleinliche Streitigkeiten, Eifersüchteleien, Neid und Feindschaft. Von den Hansastädten haben wohl die größte Rolle die preussischen und die wendischen gespielt,

unter diesen Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund, unter jenen Danzig. Sie hatten das größte Interesse am Handel auf der Ostsee, ihre Existenz hing am meisten von dem Verkehr mit Dänemark, Scandinavien und Rußland ab. Die niederländischen, rheinisch-westfälischen Städte gingen in ihrer Politik oft eigene Wege. Eigenartig spielte sich namentlich der Verkehr der deutschen Kaufleute ab in ihren gemeinsamen Faktoreien zu Bergen in Norwegen oder auf der südlichsten Halbinsel Scandinaviens, auf Schonen, das damals politisch zu Dänemark gehörte. Besonders zum Heringsfange strömten dann die Kaufleute, Händler und mancherlei Handwerker dorthin zusammen, ließen sich in den hölzernen Häusern, welche die einzelnen Städte besaßen, nieder, besorgten den Fang, das Einsalzen, das Verpacken und Verladen der Fische. Ein ungemein reges Leben herrschte dann in Schonen, und lebhaft genug ging es dort her, zwar nicht immer friedlich bei dem damaligen wilden und rohen Geschlechte, aber nach festen Gesetzen und Regeln geordnet. Dem Handel mit den Eingeborenen waren gewidmet die Kontore in Bergen und in Nowgorod, wo in eigenen Quartieren die Kaufmannshäuser ihre Zweigniederlassungen hatten. Auch dort war das Treiben rege und lebhaft, aber mühe- und gefahrvoll dabei das Leben der Kaufleute in der Ferne, im Elende, wie der Deutsche den Aufenthalt fern von der Heimat nannte. Doch im 14. und auch noch im 15. Jahrhundert haben im Hansabunde deutsche Thatkraft und Unternehmungsgeist in der Fremde und daheim Großes geleistet. Aus eigener Kraft geboren, ohne Schutz, ja oft im Kampfe mit der feindlich gesinnten Fürstenmacht ist die Hanse recht eigentlich eine Blüte echten Selbstvertrauens und Wagemutes geworden, die allerdings im Laufe der Zeit verwelkte und verblühte. Doch gerne gedenkt man ihrer und dankt den unternehmenden Männern jener Zeit. Zu ihnen aber gehörten auch Pommern.

Wenig Glanzvolles und Hervorragendes bietet Pommerns Geschichte auch namentlich im 14. und 15. Jahrhundert. Was soll ich Ihnen erzählen von dem alten Herzogsgeschlechte der Greifen, von den Barnim, Bogislaw, Kasimir, Swantibor, und wie die Herren sonst hießen, die hier und dort in Pommern geboten? Halb

deutsch, halb slawisch das Land, die Fürsten unter sich oft uneinig und immer wieder geneigt, die Herrschaft zu teilen und dadurch zu schwächen, fast stets im Kampfe mit den Brandenburgern, in nachbarlichen Fehden mit Mecklenburg, in abwechselnder Freundschaft oder Feindschaft mit dem Deutschen Orden und Polen. Zwar gelingt es dem Herzoge Barnim III., dem einzigen unter den damaligen Gliedern des Greifengeschlechtes, der einiges weiter gehendes Interesse bei uns in Anspruch nimmt, 1338 die Unabhängigkeit Pommerns durchzusetzen und die Lehnshoheit der Brandenburger zu beseitigen, aber bald verringern neue Teilungen die Macht der Fürsten, so daß im Lande vier oder gar sechs einzelne Herrschaften bestehen. In diesen aber herrscht eine Unsicherheit und ein Raubwesen, wie sonst kaum in anderen deutschen Gebieten. Gewaltthat und Überfall, Plünderung und Todschlag waren Thaten, die damals nicht den Fürsten, nicht den Edelmann, nicht den gemeinen Mann schändeten. Die „Pfeffersäcke“ aus den Städten, die deutschen Kriegsgäste, die durch das Land nach Preußen zum Kampfe mit den Heiden fuhren, waren vornehmlich die Objekte dieser Thätigkeit, und im Walde am Gollenberge, im Bahnschen Busche oder in der Gollnower Heide ist gar mancher Reisende niedergeschlagen und ausgeraubt. Um das Reich kümmerten sich die Herzoge fast nie, ihre Neigung ging mehr nach Osten dem immer gefährlicher vordringenden Polenreiche zu, dessen König Kasimir 1410 den Rittern vom Deutschen Orden in der Schlacht bei Tannenberg den tödlichen Streich versetzte. Stand damals auch ein Stettiner Herr auf der Seite des Ordens und fiel in die Gewalt der Polen, so war doch vorher und nachher die Stellung der pommerischen Herzoge fast stets den Polen zugeneigt und freundlich. Bald darauf trieb sie das energische Vorgehen der ersten hohenzollernschen Kurfürsten von Brandenburg, welche die alten Rechte der Mark auf Pommern mit bewaffneter Hand geltend machten, erst recht den slawischen Nachbarn in die Arme.

Es fehlt in dieser Zeit in Pommerns Geschichte ganz an großen Momenten und Persönlichkeiten, an denen sie auch sonst nicht reich ist. Wir müssen aber dabei nicht unerwähnt lassen, daß die geschichtliche Überlieferung für unser Land so dürftig und kümmerlich ist, wie kaum sonst irgendwo. Wir sind zumeist mit

unseren Kenntnissen auf die Urkunden angewiesen, die zwar historisch sehr wichtig, aber doch nüchtern und farblos im höchsten Grade sind. Deshalb sind uns auch alle die Barnim und Bogislaw, so viel wir in Einzelheiten von ihnen wissen, fast nichts mehr als Namen ohne rechten Inhalt, und wenig oder gar nichts ist uns bekannt von ihrem Charakter, ihrem Wesen, ihrem inneren Werte. Einen gewissen Glanzpunkt in dieser reich bewegten, und an Reimen späterer Entwicklung nicht armen, aber trotz alledem für uns recht dunkeln Zeit bieten uns die Städte, die ähnlich wie in den anderen norddeutschen Gebieten heranblühten und wuchsen. Ihr Handel und Verkehr gaben ihnen bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine Bedeutung, daß einzelne von ihnen sich mit anderen zu gemeinsamem Schutze der Straßen, zur Sicherung des Friedens, zur Abwehr der Räuber zusammenthaten. Ja sie fanden auch seit 1283 etwa neben dem Adel und der Geistlichkeit Einfluß auf die Regierung des Landes, und gar oft mußten die Herzoge mit ihnen verhandeln, um Beistand mit der That oder mit Geld von ihnen zu erlangen. Und gerade das Kapital, das in den Mauern der Städte sich sammelte, war es, was ihnen in dieser geldarmen Zeit bei den stets geldbedürftigen Fürsten und Herren Bedeutung und Macht verlieh.

Auf den kleinen schwerfälligen Schiffen trieben die Bürger im Sommer eifrig Seefahrt, und manche Städte beteiligten sich, die heute nicht mehr daran denken können, ein Schiff ihr eigen zu nennen. Wenn wir hören, daß Bürger von Pasewalk, Stargard, Treptow a. R., Rösslin u. a. Seehandel trieben, so will uns das wunderbar erscheinen, aber es zeugt immerhin von kühnem Unternehmungsgeiste. Zu den ersten Städten, die im Hansabunde eine besondere Rolle spielen, gehören Stralsund und Greifswald. Sonst sind Glieder desselben gewesen Wolgast, Anklam, Demmin, Stettin, Stargard, Gollnow, Kammin, Kolberg, Rügenwalde und Stolp; daneben standen auch noch kleinere wie Wollin, Greifenberg, Damm, Garz, Greifenhagen, Rösslin und Belgard in mehr oder weniger naher Beziehung zum Bunde, dessen Schutz und Ansehen auch ihnen zu Gute kam. Zwar haben sich manche gar wenig an den allgemeinen Verhandlungen beteiligt und nur selten Vertreter zu den Tagen entsandt, aber an dem ruhmvollen Kampfe gegen Waldemar IV.

von Dänemark haben auch Schiffe oder Mannen kleiner hinterpommerscher Städte teilgenommen und das Ihre gethan zum Gelingen des Krieges, der auf dem glanzvollen Tage zu Stralsund 1370 seinen Abschluß fand.

Durch diese und ähnliche Erfolge wuchs natürlich das Selbstgefühl der Bürger ihren Landesfürsten gegenüber. Manche zahlten wohl ihr Grundgeld an dieselben, nahmen aber sonst eine recht selbständige, fast souveräne Stellung ein. So kam es zu vielen Fehden und Streitigkeiten; gegen Stralsund, die mächtigste der pommerschen Städte im Mittelalter, gegen Demmin, gegen Stettin, das noch im 15. Jahrhundert ein Gelüste nach Reichsfreiheit gehabt zu haben scheint, gegen Kolberg u. a. mußten die Landesherren, die Herzoge oder die Kamminer Bischöfe, zu Felde ziehen und mit ihnen in Verhandlungen treten. Eigenes Münzrecht hatten die meisten Städte, unter sich schlossen sie Friedensbündnisse ab, nur gegen Bestätigung ihrer Privilegien leisteten sie die Huldigung und nahmen die Herzoge in ihren Mauern auf. Sie führten mit ihren Roggen und Sniggen, den Schiffen, die bereits mit „Feuerschützen“ bemannt und grobem Geschütz versehen wurden, Krieg gegen das Seeräuberunwesen auf der Ostsee, das nicht nur die berühmten Vitalienbrüder und des von Sagen umwobenen Störtebeckers Mannen, sondern im geheimen sogar hohe, fürstliche und adlige Herren trieben. Pommerns Städte waren mit vertreten bei dem Handel auf Schonen in Falsterbo und Dragör, ihre Schiffe brachten in großen Massen den Hering heim, der damals zumal in der Fastenzeit ein unentbehrliches Nahrungsmittel war. Wolle aus den Niederlanden, Leder und Pelzwerk aus Rußland, Wachs, Talg, Thran, Speck, Pfeffer und mancherlei Gewürze, Salz, Tuch, Schmuck und Wein wurden zur See oder zu Lande eingeführt.

Reichtum und Selbstbewußtsein nahmen in den Städten umsomehr zu, als das Land sonst arm und in drückender Lage verblieb. Mit welchem Stolze sahen die Bürger der stark umwehrten, mit stattlichen Gebäuden gezierten städtischen Gemeinden auf die armseligen Wohnhäuser der Edelleute, auf die dürftigen Dörfer und ihre Bewohner herab. Gewiß nirgends zeigt sich die Größe und Bedeutung des mittelalterlichen Wesens so deutlich als

in den Bauten, die von den damaligen Geschlechtern errichtet wurden. In kleinen Städten finden wir Kirchengebäude von großartiger Anlage und kunstvoller Ausführung, Werke, wie sie heute von ihnen kaum noch hergestellt werden könnten. Die zahlreichen Nikolaikirchen zeugen von der Verehrung, die der Patron der Fischer und Schiffer genoß, die stattlichen Marienkirchen von der innigen Hingabe, mit der das Volk an „unserer lieben Frau“, der Gottesmutter hing. Kirchen, wie sie in Stargard, in Greifswald, Anklam, Stolp, Köslin, in Garz, Greifenberg, Rügenwalde, Schlawe erblicken, erregen noch heute unsere Bewunderung vor der Thatkraft, dem Kunstsinn und der Frömmigkeit der Bürger, und wir müssen sie uns vorstellen in dem ganzen Glanze des mittelalterlichen Gottesdienstes, ausgeschmückt mit Werken der Holzschnitzerei, der Goldschmiedekunst und anderen Kunsthandwerkes. Dann denken wir an die stattlichen Wehrbauten, Mauern, Thore, Türme, mit denen jede, auch die kleinste Stadt geschützt war. Wenig zwar nur ist davon meist noch erhalten, aber Reste der Mauern von Naugard, Pyritz, stattliche Türme wie in Stargard und Garz, und endlich die großartigen Backsteinthore, wie wir sie, Gott sei Dank, noch in den meisten kleineren Orten finden, sind wahre Denkmäler der Zeit, die reich an rohen Gewaltthaten, an übersäumendem Kraftgefühl, an Troß und Kampfeslust, aber nicht minder reich an Schöpfungen wahrer Kunst und imponierender Kraft ist. Solche Zeugen jener Tage, für deren Wert erst allmählich in weiteren Kreisen ein Verständnis zu erwachen beginnt, sind ehrwürdig und verdienen die größte Schonung, damit uns nicht ganz das Gefühl des Zusammenhanges mit der Vergangenheit verloren geht. Wohl dem, der nicht achtlos vorübergeht, sondern dabei gerne der Väter gedenkt, die sie einst geschaffen haben!

Keineswegs friedlich aber ging es innerhalb der Mauern zu. Bei allem Fleiß und aller Betriebsamkeit der Kaufherren und Handwerksmeister herrschten auch hier Streit und Neid. Streit um Anteil am Stadtreichthum führte mehr als einmal zu Revolutionen und heftigen inneren Kämpfen, Neid und Eifersucht gegen den Nachbar riefen auch zum Teil die eng abschließende, jede freie Selbstthätigkeit unterbindende Handwerksordnung mit ihren Zünften,

Gilden und Ämtern ins Leben. Auch in ihnen kam es nur zu oft zu heftigen Streitigkeiten. Aber trotzdem hatten das strenge Standesgefühl und der fast erschreckende Kastengeist des Mittelalters ihre guten Seiten. Es ward dadurch das damalige Geschlecht zu einem Selbstgefühl und zu einer inneren Tüchtigkeit erzogen, die leider nur zu schnell im Laufe der Zeit vernichtet wurden. Kurz in diesen Tagen der Blüte überall in den Städten reiches, buntes Leben, Betriebsamkeit und Fleiß, oft zwar in Formen, die uns modernen Menschen wenig ansprechen und nicht von uns zurückgesehnt werden, aber immer bewundernswert und anziehend.

Und nun, um meine vielleicht zu allgemein gehaltenen Ausführungen wenigstens etwas zu veranschaulichen, lade ich Sie zunächst zu einem kurzen Besuche des mittelalterlichen Stralsunds ein, um diese Stadt kennen zu lernen, wie wir sie uns etwa um 1400 vorstellen können. Auf einer hochbordigen, aus festem Eichenholz gebauten Rogge, die ungefähr die Größe eines modernen Schoners hat, fahren wir von Osten her in den Sund, von der die um 1209 begründete, 1234 mit Lübischem Rechte begabte Stadt ihren Namen am Sund oder Stralsund erhalten hat, an der kleinen Insel Strela vorbei, welche heute als Dänholm bekannt ist. Schon von weiten grüßen uns die zahlreichen Türme und hochragenden Zinnen, aus Backstein längst erbaut oder eben aus leicht eintretender Zerstörung neu erstehend. Eine stattliche Mauer mit fünf und sechs Wasserthoren verleiht ihr ein eigentümlich festes und trutziges Aussehen, starke Mauertürme erhöhen die Sicherheit. Vor jedem Wasserthor ragt vom flachen Strande eine Lade- und Löschbrücke in die See hinaus. Zahlreiche Schiffe liegen an ihnen, fleißige Menschen sind beschäftigt, sie zu beladen oder zu löschen. Zur Linken erblicken wir in der Neustadt das Heilgeistkloster mit der turmlosen Kirche, an die sich zur Aufnahme alter abgelebter Leute das „große“ und das „Elendshaus“ anschließen. Die Stiftung, mit reichem Grundbesitze begabt, dient auch zur Pflege von Kranken und Verlassenen, deren sich das fromme Mittelalter eifrig anzunehmen pflegte. Zur Rechten an dem Steindamme längs des Wassers liegt das 1254 gegründete St. Johanniskloster vom Orden des heil. Franziskus, in die Stadtmauer eingebaut und mit eigener Landungs-

brücke am Strande. Prägtige, weitläufige Bauten, die zum Teil erst im Entstehen sind, zeugen von dem Kunstsinne und der praktischen Lebensgestaltung der grauen Brüder.

Wir verlassen das Schiff und wenden uns dem Markte der Altstadt zu. Dort zieht vor allem das Rathaus mit seinen stufenförmigen Giebeln zwischen je 4 Türmchen die Blicke auf sich. Die nördliche Front ist seit der Mitte des 14. Jahrhunderts mit einer Vorhalle und der prächtigen Fassade geschmückt, die aus bunten Steinen hergestellt und mit Schilden verziert gar herrlich prankt. In der Nähe liegt der auch erst vor kurzem erbaute König-Artushof, und hochauf ragt die Nikolaikirche, die eben damals mit zwei Türmen ausgebaut ist, ein herrlicher Backsteinbau mit dem Kranze von Kapellen am Chorumgange und den hochgeführten Strebebogen. Im Innern ist sie reich geschmückt mit Altären, Grabsteinen und Gestühlen, von denen das der Krämerkompagnie die kräftige Inschrift trägt: Dat ken kramer is, de blief da buten oder ick schla em up de schnuten. Sonst liegen hohe Giebelhäuser mit Vorbauten rings um den Markt und zeugen von dem Reichtume der Bürger. Unter ihnen zeichnen sich aus die palastartigen Wohnhäuser der Äbte von Neuentkamp und Hiddensee, sowie das des Pfarrherrn zum Sunde.

In der Südostecke der Altstadt liegt die Jakobikirche mit schönem Spitzhelme und hohen gotischen Spitzbogen, im Innern geschmückt mit zierlichen Wand- und Gewölbemalereien. Ganz neu hergestellt ist nach dem Einsturze von 1389 die Marienkirche, ein Bau von harmonischer, malerischer und reicher Anlage, der in späterer Zeit noch erheblich erweitert ward. Am Kniepersteiche liegen die stattlichen Bauten des 1251 gegründeten Dominikanerklosters mit der Katharinenkirche und den großartigen Wohn- und Wirtschaftsräumen der Mönche, dem großen Kapitelsaal, dem Refektorium, dem Kreuzgange. Fest schützt die Stadtmauer mit Zinnen, zahlreichen Wehktürmen und stolzen Thoren die Stadt, welche, von zwei Teichen eingeschlossen, nur durch vier schmale Dämme mit dem Lande in Verbindung steht. Weit hinaus ragen die gotischen Kirchtürme und die Giebel der Patrizierhäuser. Die Straßen sind noch ungepflastert und wenig sauber, aber Bäume

verleihen ihnen hier und dort ein freundliches Aussehen. Würdig schreiten die ehrbaren Herren vom Räte in prunkvoller Tracht zum Rathause, um unter Leitung des stolzen Bürgermeisters Wulf Wulflam mit den Ratsfendeboten von Lübeck und anderen Städten über Angelegenheiten des Hansabundes Rat zu pflegen, einheimische und fremde Kaufleute besprechen eifrig die neuesten Nachrichten, die aus Schonen eingelaufen sind, Handwerker und Krämer halten in den offenen Kaufhallen ihre Waren feil, Geistliche und Mönche eilen in die Kirchen, um in Memorien und Seelenmessen der Wohlthäter der frommen Stiftungen zu gedenken. Von Wohlstand und Reichthum der Bürger zeugt alles, was wir sehen, von Eifer und Betriebsamkeit, aber auch von Stolz und Hochmut. Noch spricht man von der unerhörten Pracht, die der Bürgermeister Wulflam bei der Hochzeit seines ältesten Sohnes entfaltete. Quer über den Markt von seinem Hause bis zur Nikolaikirche war eine Lage des feinsten englischen Tuches als Fußdecke gebreitet, alle Gemächer waren mit kostbaren Teppichen behängt, die Tische waren besetzt mit den seltensten Speisen und Getränken. Aber schon sprechen die einfachen Leute mit ahnungsvollem Schaudern von der Strafe Gottes, die bei solchem Luxus und solcher Verschwendung nicht ausbleiben kann. Jetzt doch erfreuen wir uns noch der Lebenslust und Thatkraft, die in der Stadt herrscht und sie zur angesehensten nicht nur in Pommern macht, sondern ihr auch eine sonderliche Stellung im Bunde verschafft.

Wir verlassen aber Stralsund, um auch noch Stettin einen kurzen Besuch abzustatten.

Auch hier zeigt sich das Ziel der Reise schon von weitem. Stolz hebt sich vom Horizonte die Silhouette der Stadt mit ihren Thürmen und Thürmchen, mit ihren Kapellen und Kirchen ab. Vor allem fällt die starke Befestigung ins Auge, eine stattliche Mauer umgiebt die Stadt. Sie geht von der Oder herauf am Rosengarten entlang. Am Ende desselben liegt das Parschowsche Thor. Dann zieht sich die Mauer am Paradeplaz entlang, so daß die Höfe oder Gärten der Häuser, die in der großen Wollweberstraße liegen, dicht an sie heranstoßen. Bei der alten Kaserne biegt sie um und läuft am Königsplaz weiter, unterbrochen durch das Mühlenthor, das sich

an der Stelle befindet, wo heute das Denkmal Friedrichs des Großen steht, weiter um das Schloß biegend am Klosterhofe bis zur Frauenstraße. Dort liegt das Frauenthor. Von hier geht die Mauer an der Baumstraße entlang zur Oder. In dieser Gegend steht als einziger erhaltener Rest der großen mittelalterlichen Befestigung noch heute ein gewaltiger Turm, auf dem ein neues Geschlecht menschliche Wohnungen errichtet hat. Den wenigsten Stettinern bekannt, führt er auf dem Hofe des Hauses Frauenstraße 51 ein verborgenes Dasein. An der Oder entlang zieht sich die Mauer mit sieben Thoren und zwei Pforten bis zum Heiligen Geistthor bei dem Johanniskloster. In den Fluß hinein ragen kleine Brücken zum Böschen und Laden der Schiffe, an eine derselben erinnert noch heute der Name der Mönchenbrückstraße. Über die Oder führt zur Lastadie, dem Orte, wo Ballast geladen wird, die lange Brücke. Die Baumbrücke, die nach dem zum Schließen des Hafens quer über den Strom gelegten Unterbaume den Namen führt, ist erst später als Laufbrücke angelegt.

Vor der Mauer liegt ein tiefer Graben, jenseits desselben befindet sich eine niedrigere Mauer oder ein Erdwall. Die vier Landthore sind starke Bauten, die aus einem inneren Thore und einem äußeren, meist runden Vorbau mit mächtigen Mauern bestehen, beide sind durch die Ziegel, zwei Flankenmauern, verbunden. Achtzehn Türme zieren die Mauer, kleine Wiekhäuser mit Schießscharten befinden sich auf ihr.

Wir gehen an dem heiligen Geisthospital vorbei durch das nach ihm benannte Thor. Da liegt zu unserer Rechten das Franziskanerkloster zum heiligen Johannes mit dem nach Art der Klosterkirchen turmlosen Gotteshause und den Wohngebäuden der Mönche, die bis an die Stadtmauer reichen. Wir verfolgen die Straße in der Richtung weiter und gelangen zum Heumarkt, an dem garzierlich mit Giebeln, Blendsteinen und glasierten Ziegeln geschmückt das Rathhaus und dicht daneben die Nikolaikirche stehen. Hier erheben sich auch stattliche Giebelhäuser, die mit schmaler Front sich vornehmlich in die Tiefe erstrecken und neben den engen und dürftigen Wohnräumen die Lagerstätten des Kaufmanns, die Speicher der Ackerbauer, oft auch die sehr umfangreichen Braueinrichtungen

enthalten. Neben diesen äußerlich gar prächtig anzusehenden Häusern, die aber im Innern eng und winklig sind, liegen auch kleine Buden der Handwerker, oft noch mit Stroh gedeckt und aus Lehm errichtet. Die Straßen sind nicht gepflastert, höchstens ermöglichen einzelne Steine das Passieren derselben bei dem meist furchtbaren Schmutze, der durch das zahlreich in der Stadt gehaltene Vieh noch vermehrt wird. Eine Reinigung besorgen zumeist nur Regen und Wind, obgleich alljährlich in den „Burspraken“ die ehrsamten Bürger vom Räte ermahnt werden, für Sauberkeit zu sorgen. Straßenbeleuchtung fehlt, doch bei Feuersbrünsten, die nur zu häufig vorkommen und dann meist furchtbar in den engen Straßen haufen, muß jeder Bürger eine Fackel oder Teerpfanne herabhängen. Nach modernen hygienischen Einrichtungen schauen wir vergebens aus, und wenn der schreckliche Würgengel, die Pest, in die Stadt einzog, dann wütete er unter der eng zusammengedrängten Bevölkerung furchtbar, so daß die Kirchhöfe bei den Kirchen und die Gemölbe der Gotteshäuser für die Toten kaum ausreichten.

Von der Frauenstraße gehen wir den Altböterberg, den unteren Teil der Belzerstraße, hinauf. Er führt seinen Namen nach den Altflickern, speziell Schuhflickern. Vor uns liegen die Anfänge des herzoglichen Schlosses mit der 1346 gegründeten Ottenkirche. Aber noch einfach und bescheiden ist das Gebäude und umfaßt nur etwa den Raum am Münzhofe. Vor dem Frauenthore außerhalb der Stadtmauer liegen das Nonnenkloster der Cisterzienserinnen und die kleine Peter-Paulskirche. Von dem, wie es scheint, eigens befestigten fürstlichen Hause wenden wir uns zu dem Dom von St. Marien, schon damals stattlich aufgebaut und umgeben von den Wohnhäusern der Domherren, die den Gottesdienst in ihr verrichten oder ihn durch Vikare besorgen lassen, um selbst nur die reichen Einkünfte in behaglichem Leben zu genießen. In dem Hause an der Ecke der kleinen Domstraße und des Königsplatzes hat der Kamminer Bischof sein Quartier. Unweit davon liegt beim oberen Stadtkeller das Haus, in dem zuerst die armen Knaben nach der Stiftung des Otto Jageteufel untergebracht sind.

Über den Kohlmarkt, der seinen Namen nicht von dem Kohle, sondern von den Kohlen hat, gehen wir zur Jakobikirche, die gerade

um 1400 umgebaut und erweitert wird. Der Stettiner Baumeister Heinrich Braunsberg schafft an dem Werke und ziert das ehrwürdige Gotteshaus mit den in verschiedenen Farben glasierten Ziegeln, mit stattlichen Giebeln, so daß das zweitürmige Gebäude einen großartigen Anblick gewährt.

Durch die Grapengießerstraße, wie der obere Teil der Schulzenstraße nach den Verfertigern der messingenen Töpfe hieß, gehen wir in die Breitestraße, die schon damals den Mittelpunkt des gewerblichen Lebens bildet. In der Papenstraße liegt eine der zahlreichen Badestuben, die im Mittelalter eine bedeutende Rolle spielen, da sie nicht nur der sehr hoch gehaltenen Reinlichkeit, sondern auch dem geselligen Verkehre dienen. Hier werden die Neuigkeiten der Stadt besprochen, hier schelten Handwerker auf den Rat, hier beklagen sich Kaufleute über die hohen Zölle, hier tauschen Schiffer die neuesten Nachrichten aus. Am Jakobikirchhofe wird eben jetzt um 1400 die neu angelegte Pfarrschule eingerichtet, die endlich trotz des lebhaftesten Widerspruches der auf ihr Schulprivilegium pochenden Domherren von St. Marien die päpstliche Konfirmation erhält. Ist doch in der letzten Zeit die Bevölkerung recht gewachsen und in Handel und Verkehr eine erhebliche Steigerung eingetreten.

Das ist auch zu merken an dem regen Leben und Treiben am Bollwerke und bei den hochragenden Speichern auf der Lastadie. Die Stettiner haben Niederlassungen in Schonen, zu Dragö und Falsterbo, sowie zu Malmö mit eigenen Fischlagern. In nicht unbedeutlichen Mengen werden Feringe teils zum Verbräuche in der Stadt, teils zum Exporte von den Angehörigen der Bruderschaften der Drafer, der Elbogen- und Falsterbofahrer herbeigebracht. Im Hansabunde nimmt Stettin eine nicht unbedeutende Stelle ein, zum Kriege gegen Waldemar stellt es ebenso wie Hamburg, Wismar und Greifswald 200 Bewaffnete und später 1 Rogge mit 80 Bewaffneten. Die alte Niederlagegerechtigkeit, an der die Bürger hartnäckig festhalten, zwingt alle Kaufleute, ihre Waren, die Oder auf- und abwärts kommen, in der Stadt selbst niederzulegen, d. h. zum Verkaufe anzubieten, sowie alle Schiffer nur die Oder selbst bei Stettin vorbei als Fahrwasser zu benutzen.

Wird die Stadt auch dadurch in manche Streitigkeiten mit Frankfurt und anderen Orten verwickelt, das für den mittelalterlichen Handel wichtige Privileg wird wacker verteidigt.

Gern schilderte ich noch das Leben eines Stettiner Bürgers im Innern seines Hauses. Manches Eigenartige würde uns in der Einfachheit der Lebensführung, in der strengen Abgeschlossenheit der Stände, in der nicht minder wie heute herrschenden Mode entgegen-treten, doch es bedarf einer solchen Darstellung kaum. Ich könnte sie auch nicht so lebensvoll gestalten, wie es berufenere Schilderer des mittelalterlichen Lebens gethan haben, unter denen der unvergeßliche Gustav Freytag an erster Stelle zu nennen ist. Doch immerhin würde es uns etwas anders anmuten, wenn wir uns das Leben und Treiben in der Vergangenheit an bekanntem Orte, an der Stelle, wo wir selbst in der Gegenwart das Ringen und Streben der Menschen beobachten können, vor die Seele zu führen versuchen. Manches gar anders als heute, vieles aber nur äußerlich verschieden, im Grunde bleiben die Menschen zu allen Zeiten gleich. Lehrreich indeß wirkt eine solche Betrachtung stets, der Blick in die Vergangenheit schärft das Auge für die Erkenntnis der Gegenwart. Mag uns auch manches in der guten alten Zeit besser erscheinen als jetzt, mehr aber schlechter und trauriger, in einem können wir den früheren Geschlechtern gleich-zukommen uns bemühen, in Treue und gewissenhafter Arbeit auch an unserem Teile zum Wohle Stettins beizutragen. Mit dem Rufe, der so oft von den kernigen Bewohnern in Krieg und Frieden erscholl, wünschen auch wir unserer Stadt Heil und Wohlergehen, glückliches Gedeihen, Fortschreiten und segensreiche Entwicklung: Horra Stettin!

Von Herzog Bogislaw X. und der Reformation.

Die Zeit des Überganges vom 15. zum 16. Jahrhundert ist eine Periode, die, so wenig allgemein bekannt sie zu sein pflegt, doch in besonderem Maße interessant und anziehend erscheint, weil in ihr zumal zahlreiche Wurzeln unserer Zeit, viele Anfänge der modernen Entwicklung liegen. Bewegt und reich an fruchtbaren Keimen ist jene Epoche, wie es vielleicht nur noch in ähnlicher Weise die Jahre um die Wende des 18. Jahrhunderts gewesen sind. Es ist eine Zeit des Überganges und der lebhaftesten Bewegung. Bewegung auf politischem Gebiete in fast allen Staaten Europas, nicht zum wenigsten auch in dem alten heiligen römischen Reiche deutscher Nation, wo in den Tagen eines Maximilian I. Reform-Versuche und Bestrebungen zur Umgestaltung oder zum Ausbau der Reichsverfassung immer wieder hervortreten. Bewegung auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete in den Zeiten, in denen die Kenntnis von der Erdkugel sich ungeahnt erweiterte, so daß Handel und Verkehr neue Bahnen fanden. Ja gerade hier entstand eine fast fieberhafte Unruhe, und die zum Durchbruche gelangende Geldwirtschaft erzeugte ein Drängen und Treiben auf den verschiedensten Gebieten, ließ neue Bedürfnisse aufkommen, schuf neue Industrien und Gewerbe und brachte in alle Stände ein lebhaftes Streben nach besseren Zuständen. Das ist die Zeit der großen sozialen Bewegungen in den Städten zumal und unter den Bauern. Bewegung auf wissenschaftlichem Gebiete in den Tagen eines Copernikus, in den Zeiten der Humanisten, als man die Schranken der mittelalterlichen Scholastik zu durchbrechen und neues Leben, neuen Geist aus den Schätzen des Altertums zu gewinnen

suchte. Damals rief Ulrich von Hutten in Begeisterung über das rege geistige Treiben aus: O Jahrhundert, es ist eine Lust, in dir zu leben! Bewegung schließlich auf religiös-kirchlichem Gebiete, und diese wurde dann die erste und am meisten vorwärts treibende Kraft der Entwicklung im 16. Jahrhundert. Die große religiös-kirchliche Umwälzung griff in Folge der gewaltigen Persönlichkeit eines Luther, der diese Bewegung nicht allein hervorrief, aber dann in die rechte Bahn lenkte, am tiefsten in alle Kreise ein.

In dieser Zeit liegen die Anfänge für eine große Zahl von wichtigen Fragen und Aufgaben, deren Lösung heute noch die Kräfte der Einzelnen wie der Staaten beschäftigen. Ja, was wir heute unter einem Staatswesen verstehen, dessen Anfänge sind in eben dieser Zeit zu suchen. Wie sich damals mit dem Hervortreten des höheren Bürgertums eine neue Gesellschaft bildete, so entstand auch erst ein rechtes Staatsgebilde, allerdings in einer Form, die unterstützt durch die Aufnahme des römischen Rechtes schließlich zum fürstlichen Absolutismus führte. Die mittelalterliche Gestaltung des Staates zeigte sich den Forderungen der neuen Zeit gegenüber als unmöglich; sie führten zum Anfange des Beamtenstaates mit geregelter Amts- und Finanz-Verwaltung. Diese Anfänge zeigen sich deutlicher als im vielgestalteten Reiche in den einzelnen Territorien, deren staatliche Aus- und Umbildung in das 15. und 16. Jahrhundert fällt. Damals entstanden, nachdem die zahlreichen Teilungen der Herrschergewalt aufzuhören begannen, erst wirklich größere Territorialstaaten, in denen eine nicht geringe Zahl kraftvoller und markanter Persönlichkeiten auftraten. Bei allen zeigt sich ein gleich rastloses Streben nach Befestigung und Erweiterung ihrer landesfürstlichen Befugnisse überall im Kampfe mit städtischen und ständischen Freiheiten. Wir denken an den Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, an den sächsischen Kurfürsten Friedrich den Weisen, an den Erzbischof Berthold von Mainz, an den Herzog Ulrich von Württemberg und andere, alle gar verschieden in ihrem Charakter und ihrem Streben, nicht uns gleichmäßig sympathisch und ansprechend, nicht gerade gewaltig hervorstechend und fortreißend, aber kraftvolle, eigenartige Persönlichkeiten, die nur aus ihrer Zeit zu verstehen und danach zu beurteilen

sind, Persönlichkeiten, in denen sich oft widersprechende Eigenschaften vereinigt finden, so daß sie uns bisweilen psychologisch rätselhaft erscheinen, Persönlichkeiten eben, wie sie fast nur in Zeiten des Überganges hervortreten.

Denn eine Zeit des Überganges und der Entwicklung ist es, in die wir eintreten. Alles ist in ihr im Flusse und in Bewegung, neue Forderungen und Anschauungen ringen mit alten, Kampf und Unruhe herrschen auf allen Gebieten. Auch Pommern bleibt nicht unberührt von dieser Strömung. Auch hier tritt uns unter den Herrschern aus dem Greifengeschlechte zum ersten Male eine Persönlichkeit entgegen, die für uns in etwas deutlicherem Lichte erscheint, so daß sie wohl in den Mittelpunkt unserer Betrachtung gestellt werden kann. Herzog Bogislaw X. ist der erste pommersche Fürst, dessen Bild nicht verschwommen und verschleiert ist, dessen Individualität, wenn auch nicht ganz klar, so doch immerhin einigermaßen deutlich hervortritt. Und das Interesse an seiner Person hat auch die Jahrhunderte überdauert. Während die übrigen Herzoge von Pommern längst fast ganz vergessen und verschollen sind, so weiß von ihm auch heute wohl noch das Volk zu singen und zu sagen, wie es schon in seinen Tagen mit lebhafter Teilnahme seine Schicksale verfolgte und bald mit einem dichten Sagenkranze sein Leben umgab.

Eine Zeit des Überganges bezeichnen auch die langen Jahre seiner Regierung von 1474—1523. Hat er auch den vorläufigen Abschluß der damals eingetretenen Entwicklung nicht erlebt und zu der wichtigsten Frage, der religiös-kirchlichen Reformation, nicht mehr feste Stellung genommen, so geht es doch an, mit seinem Lebens- und Charakterbilde die Darstellung der Reformation zu verbinden. Von Herzog Bogislaw X. also und von der Reformation in Pommern erlauben Sie mir heute zu erzählen. Es gilt aber hier zumal den reichen Stoff bei der Kürze der gebotenen Zeit sehr zusammenzudrängen und den Versuch zu machen, nur das Wesentlichste hervorzuheben. Zum Schlusse darf ich dann vielleicht, um auch wieder etwas spezifisch Stettinisches darzubieten, Ihre Aufmerksamkeit auf das große Baudenkmal, an das sich für uns die Erinnerungen an das alte pommersche Herzoghaus vor-

nehmlich knüpfen, auf seine ehemalige Wohnstätte, das Stettiner Schloß richten.

In unserer städtischen Bildergalerie hängt Ihnen wohl allen bekannt ein großes farbenprächtiges Gemälde von Otto Heyden, welches den Kampf Bogislaws X. mit den Türken darstellt und allerdings mit künstlerischer Freiheit eine oft gerühmte Episode aus dem Leben des Fürsten vorführt. In der Schloßkirche hängt neben der Kanzel ein aus Holz geschnitztes Denkmal, auf dem der Herzog im Kreise seiner Familie zu Füßen des gekreuzigten Erlösers knieend dargestellt ist. Das nach dem Jahre 1531 hergestellte Bildwerk ist eine Art von Epitaph für Bogislaw. In seine Jugend führt uns das wohl auch vielen bekannte vortreffliche Schauspiel Paul Heyjes „Hans Lange“, unter den wenigen dramatischen Werken, deren Sützet aus dem Gebiete der pommerschen Geschichte entnommen ist, das gelungenste und packendste. Und doch muß ich sogleich als Geschichtsforscher gegen die dort gegebene Darstellung Einspruch erheben, nicht Geschichte ist es, was uns der Dichter dort bietet, sondern eine Sage, allerdings eine Sage, die früh entstanden und ein schönes Zeugnis ist von der Teilnahme, mit der schon damals das pommersche Volk das Leben seines Lieblingshelden begleitete, zugleich auch ein Beweis für die Kraft volkstümlich schaffender Phantasie.

Bogislaw X., im Jahre 1454 als Sohn des Herzogs Erich II. von Hinterpommern und seiner Gemahlin Sophia, die auch aus dem Greifengeschlechte stammte, geboren, verlebte seine Jugend in einer Zeit, die wild bewegt war durch Kämpfe und Streitigkeiten, welche zwischen Pommern, Dänemark, Polen, Brandenburg herrschten. Krieg und Raub, Streit im Lande und mit den Nachbarn, Gewaltthaten, Plündereien herrschten, und das vielfach geteilte Pommern ging einer inneren und äußeren Auflösung, wie es schien, unaufhaltsam entgegen. Die Macht der Fürsten war fast ganz dahin, Adel, Geistlichkeit und Städte widerstrebten jedem Versuche zur Besserung mit energischer Gewalt. Die fürstlichen Einkünfte waren fast alle im Laufe der Zeit verkauft, verpfändet, verloren, so daß die Herren, wie man gesagt hat, als Bettler von Kloster zu Kloster, von Stadt zu Stadt mit ihrem Gefolge herumzogen, um überall als ungerne gesehene Gäste ihr Ablager zu

halten. Der Glanz, der eine kurze Zeit auf das Greifengeschlecht fiel, als Erich I. der Erbe der gewaltigen nordischen Unionskönigin Margaretha und Träger der drei Kronen von Dänemark, Schweden und Norwegen ward, verblich nur zu bald, weil der König durch seine fehlerhafte Politik und Untüchtigkeit den Widerstand der Unterthanen hervorrief, den er nicht zu brechen vermochte. Als ein landfremder Flüchtling kehrte Erich seiner Kronen beraubt nach Rügenwalde zurück, um dort in stiller Ruhmlosigkeit 1459 ins Grab zu sinken.

Streit, so erzählt unser pommerscher Chronist Thomas Ranzow, herrschte auch zwischen den Eltern Bogislaw's und nahm so zu, daß Sophia sich von ihrem Gemahle trennte und in Rügenwalde ferne von ihm Hof hielt. Dort soll sie in unwürdigem Lebenswandel einen heftigen Haß auch auf ihre Söhne geworfen, ihre Erziehung absichtlich vernachlässigt haben, so daß die jungen Herren nicht anders als Gassenjungen in Niedrigkeit verkommen und mit der Rügenwaldischen Jugend mehr als einmal im Spiel und Ernst handgemein geworden seien. Ja sie soll sogar den ältesten Bogislaw haben ums Leben bringen wollen und dieser nur durch die Warnung des Hofnarren von dem Genuße eines vergifteten Butterbrotes zurückgehalten sein. Da habe ein braver Bauer aus Ranzig, Hans Lange, sich des jungen Prinzen mit Treue angenommen, ihm dann auch verholten, gegen die böse Mutter nach des Vaters Tode 1474 sein Erbrecht mit Erfolg geltend zu machen. Aus Furcht vor dem jungen Herzoge sei dann Sophia außer Landes geflohen und erst später, als sie Reue über ihre That empfunden, vom gutmütigen Sohne aufgenommen und gar stattlich versorgt.

Fürwahr, eine gewiß rührsame und packende Erzählung von der bösen Mutter, dem halb verkommenen Prinzlein und dem guten, braven Bauern, ähnlich so manchem Märchen, in dem dieselben Persönlichkeiten auftreten. Vor der historischen Kritik hält aber diese Darstellung nicht Stand. Bogislaw ist einige Zeit am polnischen Hofe erzogen und war, als seine Mutter wegen der brandenburgischen Kriegsgefahren mit ihrer Familie im sicher gelegenen Rügenwalde weilte, kaum noch ein solcher unerzogener, hinterpommerscher Straßensjunge, wie er in der volkstümlichen

Erzählung erscheint. Auch von einer Persönlichkeit, wie sie uns in dem guten Hans Lange entgegentritt, findet sich in den sicher beglaubigten Nachrichten keine Spur. Nicht in Feindschaft mit der Mutter und von ihr verfolgt hat Bogislaw die Regierung angetreten, nein, mit ihr zusammen hat er die Huldigung der Stände im Lande entgegengenommen und mit ihr 1476 einen feierlichen Besuch am polnischen Königshofe gemacht. Erst später trat der langandauernde Konflikt zwischen Mutter und Sohn ein, und bei ihm handelte es sich um etwas sehr Materielles, um das Leibgedinge, Witttum und den Kronschatz der Herzogin. Bogislaw war nicht geneigt, ihr die verschriebene Herrschaft herauszugeben, und rücksichtslos und scharf ging er gegen Sophia vor. Auch sie war nicht gerade sehr nachgiebig, so daß der langwierige Streit ausbrach, in dem die Fürstin sogar außer Landes ging. Erst nach unendlichen Verhandlungen kam es zu einer Versöhnung. Die Volkserzählung hat den Grund des häßlichen Zwistes ganz verändert, alles Unrecht auf der Seite der Herzogin gesucht, deren Leben und Treiben mit immer schwärzeren Farben geschildert wird. Bogislaw ist zu einem Opfer des mütterlichen Hasses gemacht, nur aus Widerwärtigkeiten und Verfolgungen ist er zum Ruhme und Glanze emporgestiegen. Thatsächlich liegt die Schuld vornehmlich bei ihm, und die Sympathie der Fürsten und Städte stand, wie aus gleichzeitigen Schreiben hervorgeht, keineswegs ihm zur Seite.

Ebenso wenig können wir den Herzog von der Schuld freisprechen in seinem Verhalten gegen seine erste Gemahlin, Margareta von Brandenburg. Um die seit 1464 in neuem, größerem Maße zwischen Pommern und der Mark bestehende Feindschaft, die zwar 1472 durch die im Frieden von Prenzlau bestimmte und anerkannte Lehnsoberrhoheit der Hohenzollern über die Greifen äußerlich beigelegt war, aber immer wieder bei jeder Gelegenheit hervorbrach, durch verwandtschaftliche Verbindung zu beseitigen, heiratete Bogislaw X. 1477 trotz der abmahnenden Warnung seines Oheims, des Herzogs Wartislaw X. von Wolgast, die Tochter des Kurfürsten Friedrich II. Anfänglich schien die Ehe auch im ganzen glücklich zu sein. Als sie aber kinderlos blieb, ließ der jeder feineren sittlichen Empfindung bare Fürst seine Mißstimmung und Unzufriedenheit die Gemahlin

nur zu deutlich empfinden. Sollte es nun trotz aller Mühen und Anstrengungen, die er aufgewandt hatte, doch geschehen, daß Pommern bei seinem kinderlosen Abscheiden an die Hohenzollern fiel? Haß und Widerwillen ließ er die Fürstin fühlen, verwies sie von seinem Hofe, so daß sie verlassen 1489 zu Wolgast starb. Als er aber dann die Mitgift derselben nach den Bestimmungen des Ehevertrages herausgeben sollte, da weigerte der Herzog sich, das zu thun und scheute sich nicht, die Tote der schrecklichsten Verbrechen zu beschuldigen, und ein langer, ärgerlicher Streithandel erhob sich zwischen den Herrscherhäusern von Pommern und der Mark. Auch durch dies Verhalten gewann Bogislaw nicht gerade Ruhm bei seinen Zeitgenossen.

Glücklicher verlief seine zweite Ehe, die er am 2. Februar 1491 mit der noch nicht fünfzehnjährigen Prinzessin Anna von Polen schloß. Sie scheint einen guten Einfluß auf den rücksichtslosen, rauhen und derben Gemahl ausgeübt zu haben. Fünf Söhne und drei Töchter entstammten dieser Ehe. Als die Herzogin bereits 1503 starb, trug Bogislaw wirklich Trauer über den Verlust mit seinem ganzen Volke, für das die Fürstin eine treue Landesmutter gewesen zu sein scheint.

Die beiden verwandtschaftlichen Verbindungen mit Brandenburg und Polen waren durch die äußere Politik veranlaßt. Die Lehnsoberrhoheit der Mark ward von den Pommern widerwillig getragen, und Herzog Wartislaw von Wolgast fiel im April 1478, als Brandenburg in einem gefährlichen Kampfe mit Hans von Sagan sich befand, treulos ab. Bald gesellte sich ihm sein Neffe bei. Nach einigen vorübergehenden Erfolgen mußte er dann den gewaltigen Ansturm des Kurfürsten Albrecht Achilles aushalten, der mit starkem Heereszuge aus Franken gegen die ungetreuen Pommern herbeizog. Vor ihm mußte Bogislaw fliehen aus Bahn und aus Pphitz und sich nach Daber retten. Hier ging er mit den Brandenburgern einen Waffenstillstand ein. Treulos hielt er die Bedingungen nicht, so daß Albrecht noch einmal gegen ihn vorging und ihn vor Löcknitz zur Unterwerfung zwang. Nach langen Verhandlungen wurde im Juni 1479 Friede geschlossen, in dem Bogislaw, der jetzt seit dem Tode seines Oheims Herr von ganz Pommern

war, die Lehnsoberrhoheit Brandenburgs wieder anerkannte. Mit dem Schwerte ist er nicht glücklich gewesen, aber es gelang ihm durch mancherlei Mittel der Diplomatie, durch Verhandlungen und Weigerungen, durch Winkelzüge und zweideutige Haltung, bei dem Kurfürsten Johann, der schwächer als sein gewaltiger Vater die Regierung in der Mark führte, endlich durchzusetzen, daß 1493 im Pyriker Verträge die Lehnsoberrhoheit Brandenburgs aufgehoben und nur die Nachfolge der Hohenzollern beim Aussterben des Greifengeschlechtes festgesetzt wurde. Trotzdem hörten die Streitigkeiten nicht auf, Mißtrauen und Eifersucht herrschten fast stets zwischen den Herren der beiden Länder, unendliche Verhandlungen vor Kaiser und Reich wurden über die staatsrechtliche Stellung Pommerns geführt. Mit echt niederdeutscher Zähigkeit und Hartnäckigkeit verhielt sich Bogislaw hierbei, und erst nach seinem Tode gelang es 1529 im Grimnitzer Verträge das Verhältnis zwischen Brandenburg und Pommern staatsrechtlich festzulegen und zu ordnen.

Dieser Streit aber mit Brandenburg brachte den Herzog anfänglich Polen nahe, mit dem ihn alte Tradition seines Hauses und dann seine zweite Heirat verband. Den polnischen König erkannte er als seinen Lehns Herren über die Länder Lauenburg und Bütow bereitwillig an, slawische Sitte und auch Sprache herrschten noch in einem Teile seines Herzogtums. Trotzdem suchte Bogislaw dann auch Anschluß an Kaiser und Reich. Mit Maximilian I. und Karl V. ist er in Beziehung getreten, auf Reichstagen erschien er, um wo möglich direkte Belehnung mit seinen Landen von ihnen zu erlangen. Er knüpfte mit anderen deutschen Fürsten Beziehungen und Korrespondenz an, kurz er zuerst wieder von den pommerschen Herzogen suchte trotz seiner slawischen Neigungen auch ein deutscher Fürst zu sein.

Dem stets geld- und hülfbedürftigen König Maximilian I. war der fast aufdringlich sich anbietende Herzog von Pommern willkommen. Er nahm ihn in seinen Dienst zum Zuge nach Italien. Gewiß mit Hintergedanken trat Bogislaw im Dezember 1496 seine Fahrt zum Hofe des römischen Königs mit stattlichem Gefolge an. Er erfuhr aber arge Täuschung, als er bereits in Nürnberg und Worms die Ohnmacht Maximilians erkannte und einsah, daß

es mit seinen Hoffnungen nichts sei. Da faßte er den schlau erdachten Plan, eine Wallfahrt in das heilige Land zu unternehmen, um sich dadurch der unbequemen Verpflichtung gegen den König zu entziehen. So fuhr Bogislaw im Sommer 1497 von Venedig nach Palästina. Ich muß es mir hier versagen, im einzelnen diese Reise zu schildern, obgleich sie vielleicht die heute noch am meisten bekannte Partie aus der älteren pommerischen Geschichte ist. Maler und Dichter haben sie geschildert und nach dem Vorgange der braven Pommern ausgeschmückt, die nicht wenig ihren Herzog anstaunten, daß er es wagte, eine solche Fahrt, die übrigens damals wenig gefährvoll war, zu unternehmen. Aus einem Überfalle türkischer Seeräuber, bei dem die pommerischen Pilger eine nicht gerade rühmliche Haltung einnahmen, ward ein gewaltiger Heldenkampf des Fürsten gegen die furchtbaren Feinde des Christentums. Nach dem Besuche der heiligen Stätten, der ganz so verlief, wie es bei den damals sehr häufigen Pilgerreisen üblich war, kehrte Bogislaw zurück und ließ sich in Venedig und in Rom genügend feiern. Von dort brachte er als Gaben des Papstes Alexander VI. ein geweihtes Schwert und einen Hut, sowie zahlreiche Privilegien mit. Das wichtigste aber, was ihm die große Reise einbrachte, waren Erweiterung seiner Kenntnisse, Berührung mit zahlreichen Fürsten, Bekanntschaft mit fremden Einrichtungen und Gebräuchen. Alles dies kam seinem Lande zu gute.

Auf dem Gebiete der inneren Politik hat Bogislaw wirklich verhältnismäßig Großes geleistet. Aus dem zerrütteten Pommern hat er zuerst ein wirkliches Staatswesen geschaffen. Er brach die Macht und Selbständigkeit der Städte, er brachte das Kamminer Bistum in direkte Abhängigkeit vom Herzoge, er führte eine strenge Lehnordnung ein. Vor allem schuf er eine wirkliche Finanz- und Amtsverwaltung. Mit rücksichtsloser Energie ging er vor, wenn es galt, verlorene Rechte oder Einkünfte des Herzogshauses wiederzugewinnen. Schöffe und Steuern wurden von neuem eingeführt, neue Zölle erhoben, eine neue Münzordnung geschaffen. In seiner Amtsordnung sind die Anfänge des modernen Beamtenstandes zu erkennen. Amtsleute und Bögte wurden eingesetzt, um die Verwaltung der herzoglichen Güter nach festen Grund-

sägen zu leiten. Strenge Rechenschaftslegung ward von ihnen gefordert, auf Recht und Ordnung hatten sie zu sehen, auch die Strafen zu schütten. Diese Bögte, zu denen Bogislaw anfänglich bei dem Mangel eines gebildeten Laienstandes fast stets Geistliche auserkor, erhielten schon eine Art von festem Gehalt. Thatsächlich gelang es, eine erhebliche Besserung der Zustände im Lande zu erreichen, wenn wir dabei auch nicht an moderne Verhältnisse denken dürfen. Auf zahlreichen Gebieten der inneren Politik hat der Herzog einen praktischen Blick und ein ausgezeichnetes organisatorisches Talent bewiesen und, wenn ihm etwas den Ruhm eines tüchtigen Herrschers verleihen kann, so ist es sein Bemühen um die Ordnung des pommerischen Staatswesens. Im einzelnen auf diese sehr interessanten Anfänge und Grundlagen einzugehen, ist hier nicht möglich, aber es muß immer mehr hervorgehoben werden, daß Bogislaw zwar durchaus nicht ein großer Fürst gewesen ist, wozu ihn seine Zeitgenossen und die späteren Generationen haben machen wollen, aber ein geschickter Organisator und kraftvoller Regent. Es veröhnt dies auch einigermaßen mit seinem wenig anziehenden Charakter, der nichts von der gewaltigen Thatskraft eines Albrecht Achilles oder von der ruhigen Staatsweisheit Friedrichs des Weisen zeigt. Derbheit, Genuß an zum Teil rohen Vergnügungen, Sinnlichkeit, rücksichtsloser Eigenwille zeichnen ihn aus, aber gerade diese Eigenschaften, die bei seinen pommerischen Unterthanen nur zu verbreitet waren, haben ihm bei diesen Verehrung und Liebe erworben, so daß sie nach seinem Tode am 5. Oktober 1523 nur zu gerne von ihm sich erzählten. So geschah es, daß er der Lieblingsheld des pommerischen Volkes ward, dessen Lebensbild mit mannigfachen Erzählungen und Geschichten ausgeschmückt wurde. Wir aber wollen uns immerhin freuen, daß uns unter der langen Reihe der pommerischen Herzoge wenigstens einer begegnet, der in seinen Fehlern und Tugenden, in seinen Erfolgen und Mißerfolgen auch heute noch interessant erscheint.

In die letzten Regierungsjahre Bogislaws fällt auch die große religiös-kirchliche Bewegung, die seit langer Zeit vorbereitet, durch das kühne Auftreten Martin Luthers die wichtigste Frage in dieser reich bewegten Zeit wurde. Der alte Herzog, der für geistige

und kirchliche Angelegenheiten kein sonderliches Interesse gehabt zu haben scheint, ist zu einer entschiedenen Stellungnahme nicht gekommen. Er hat auf einer Reise gen Nürnberg Luther in Wittenberg besucht und seiner Predigt beigewohnt, er hat das Wirken des ersten evangelischen Predigers in Stettin, Paulus vom Rode, gebuldet und auch ihn predigen hören, er ist der erste Fürst gewesen, der ein Kloster, das zu Belbus, mit seinem reichen Grundbesitze in seine Verwaltung genommen. Daneben ist er aber gegen Ausschreitungen in Stadt und Land eingeschritten und hat ein energisches Mandat gegen das Treiben unruhiger Prädikanten namentlich in Stralsund erlassen.

Was ihn ebenso wie seine beiden Söhne, Georg I. und Barnim XI., die nach seinem Tode gemeinsam die Herrschaft im Lande antraten, gegen die neue Lehre einnahm und einnehmen mußte, war die Verbindung der religiösen Reform mit sozialen und wirtschaftlichen Forderungen, die überall laut wurden und die absolute Stellung der Landesherrschaft nicht wenig gefährdeten. Das Verständniß für die durch tiefe Schäden der Kirche hervorgerufene Bestrebung nach einer Reformation wurde dadurch gar sehr gehemmt und beeinträchtigt. Was wußten sie von der tiefen innerlichen Erregung, die durch Luthers große Schriften hervorgerufen auch in Pommern zum Durchbruche kam? Hier wurden gerade in einigen Klöstern, die keineswegs alle Brutstätten der Trägheit und Indolenz waren, die ersten Anfänge zum wirklichen Eindringen in Luthers sich allmählich vertiefende Lehre gelegt. In Belbus erkannte der aus Wollin gebürtige Johann Bugenhagen, der als Rektor zu Treptow a. N. wirkte, zuerst den wahren Kern der großen Frage und vertiefte sich mit gleichgesinnten Freunden in das Studium derselben. Er ging dann 1521 nach Wittenberg, um dort als sechsunddreißigjähriger Mann von neuem in die Lehre zu gehen. Im Pyritzer Kloster wirkte der zur Strafe dorthin versetzte Johann Knipstro in der Stille für das Evangelium. In Stettin trat der von Luther selbst dorthin entsandte Paulus vom Rode mutig mit der Verkündigung der neuen Lehre hervor und erlangte auch bald die Erlaubnis, neben den alten Geistlichen in der Jakobikirche zu predigen. Dann aber brach ein

Sturm der Verfolgung über die Anhänger Luthers aus und zerstreute sie über das Land, so daß der Same dadurch nur weiter verbreitet wurde. Durch zahlreiche unruhige Elemente, welche namentlich in den Städten bei der allgemeinen Erregung nur zu leicht Anhang fanden und mit revolutionärer Agitation nicht zurückhielten, wurden bald Aufruhr und Gewaltthat gegen Kirchen und Geistliche hervorgerufen. Der Haß gegen diese entsprang keineswegs bei der Mehrzahl einem tieferen religiösen Empfinden, sondern der nicht ungerechtfertigten Empörung über den Mißbrauch der kirchlichen Rechtsprechung, über die bevorzugte Stellung, welche die Geistlichkeit in den Städten in Bezug auf Steuerfreiheit einnahmen, und schließlich auch über das sittliche Verhalten einzelner Angehörigen des geistlichen Standes. So kam es vor Ostern 1525 zu dem großen Bildersturm und Kirchenbrechen in Stralsund, zu gewaltthätigem Vorgehen der radikalen Führer in Stettin, Stolp und an anderen Orten. Daneben finden sich dann allerdings auch Spuren von einem wirklichen Verständnisse der kirchlich-religiösen Reformation, aber es hatte den Anschein, als ob dieselben in dem Sturme der sozialen Revolution untergehen sollten.

Mit Besorgnis mußten die beiden Herzoge diesem Treiben zusehen. Stand der thatkräftige Georg der alten Kirche näher, als sein schwächerer Bruder Barnim, der in Wittenberg studiert hatte, so war doch beider Stellung keineswegs entschieden und konnte es auch kaum sein, da der Gegensatz zwischen Gegnern und Anhängern der Lutherschen Lehre noch keineswegs so scharf war, wie wir ihn uns meist schon vorstellen. Sie ergriffen wohl hier und da Maßregeln, um Ausschreitungen zu verhindern und die Unruhen zu dämpfen, aber doch meist mit geringem Erfolge, da die Eintracht der Brüder nicht sehr groß war und man schon damals an eine neue Teilung des Landes dachte. So war alles noch in Gärung und Unruhe, als 1531 Herzog Georg plötzlich starb. Mit seinem Sohne, dem jungen Philipp I., setzte sich dann Barnim bald auseinander, es erfolgte eine vorläufige, 1541 erst endgültig gewordene Teilung in die beiden Herzogtümer Stettin und Wolgast, jenes erhielt Barnim, dieses Philipp. Dann aber galt es für die Fürsten, wollten sie nicht alle Gewalt im Lande verlieren,

eine Entscheidung in der Religionsfrage zu treffen und durch feste Maßregeln wieder Ordnung zu schaffen. Es war ein glücklicher Gedanke, hierzu die Hülfe Bugenhagens in Anspruch zu nehmen, der schon in verschiedenen Gebieten seine praktische Tüchtigkeit bei der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse bewiesen hatte und überall in gutem Ansehen stand. So kam im Dezember 1534 der Landtag zu Treptow a. N. zustande, auf dem trotz des Widerspruches des Bischofs Erasmus von Kammin und nicht weniger Glieder des Adels grundsätzlich die Annahme der evangelischen Lehre und deren freie Verkündigung beschlossen wurden. Es hat noch unendliche Mühe gekostet, diesen Beschluß zur Durchführung zu bringen, und es ist dabei nicht ohne viele Streitigkeiten, die zumeist aus egoistischen Wünschen der Fürsten, Adligen und Städte entsprangen, abgegangen. Durch Visitationen, die anfänglich unter Bugenhagens Leitung vorgenommen wurden, mußte das Kirchenwesen in Stadt und Land von Grund auf neu geordnet werden. Nur sehr allmählich ist aber die evangelische Lehre in Sinn und Gemüt der Bevölkerung eingedrungen, Spuren katholischer Sitte und Anschauung finden sich noch die nächsten Jahrhunderte hindurch an vielen Orten. Dann aber entwickelte sich hier ein strenges, starres Luthertum, das im schärfsten Gegensatze zum Calvinismus oder auch zu synkretistischen Neigungen stand.

In den Kämpfen, die sich in Deutschland an die Reformation angeschlossen, haben Pommerns Herzoge keine rühmenswürdige Rolle gespielt. Obgleich sie dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten waren, ließen Schwäche und Unentschlossenheit sie nicht dazu kommen, mit einzugreifen in die Politik der That, und in fast beschämender Untermüßigkeit bemühten sie sich später darum, nur nicht den Zorn des Kaisers auf sich zu ziehen. Das Verhalten der pommerschen Herren in dieser Zeit ist wenig erhehend, doch es ist zuzugeben, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die sonst für Deutschland in Frieden und scheinbarem Glücke verlief, die Fürsten überhaupt keine sehr rühmliche Rolle spielten.

Ein eigenartiges Erinnerungszeichen an die Reformation und die in ihrer Zeit bestehende enge Verbindung des pommerschen Herrscherhauses mit dem kurfürstlich sächsischen ist der berühmte

Troyteppich, der sich im Besitze der Universität Greifswald befindet. Eine vorzügliche Nachbildung desselben aber ist in dem hiesigen Museum der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde vorhanden. Diese 1554 in Stettin gefertigte Gobelinweberei, welche zum Dekorieren der kahlen Wände bestimmt war, stellt neben den großen Reformatoren Luther, Melanchthon und Bugenhagen elf Angehörige des pommerischen und neun des sächsischen Fürstenhauses in Lebensgröße dar, alle in der farbenreichen Tracht ihrer Zeit. Das Kunstwerk gehört zu den wenigen Resten, welche uns aus dem Hofhalte des Greifengeschlechtes erhalten sind. Es führt uns in eine Zeit, in der dasselbe sich zahlreicher blühender Sprossen erfreute und über verhältnismäßig glückliche Unterthanen in Frieden und Ansehen gebot. Eine Erinnerung an den Segen der Reformation erweckt es in uns und läßt die mannigfachen traurigen Ereignisse jener Periode dahinter zurüctreten.

Ähnliche Gedanken ruft in uns der alte Bau hervor, der einst Herzog Bogislaws X. Wohnsitz war, in dem in den Tagen der Reformation so manche wichtige und folgenreiche Tagung stattfand, das einzige von den zahlreichen Schlössern und Fürstensitzen des Greifengeschlechtes, das in seinem Gesamtbau erhalten ist und wie ein Vermächtnis aus alter, fast vergessener Zeit in unser modernes Stettin hineinragt.

Lange Zeit sträubten sich die Städte in ihrem stolzen Unabhängigkeitsgefühl, den Fürsten die Anlage eines festen Hauses in ihren Mauern zu gestatten. Sahen sie doch darin eine Gefahr für ihre Freiheit und Privilegien. So erhob sich auch die Stettiner Bürgerschaft, als Herzog Barnim III. 1346 es unternahm, auf seinem Hofe eine Burg zu errichten, verjagte die Werkleute und zerstörte den Bau. Doch der Herzog zwang die Stadt zum Nachgeben, ja der Rat mußte für ihn ein Steinhaus erbauen. Dies Gebäude stand dort, wo jetzt der nördliche Flügel des Schlosses sich befindet. An ihn schloß sich unmittelbar die auch damals errichtete Ottenkirche an. Etwa hundert Jahre später erweiterte um 1430 Herzog Kasimir VI. das fürstliche Haus und befestigte es. Doch ward bald diese Befestigung wieder niedergerissen. Der Raum, den das damalige Schloß einnahm, umfaßte nur den

nördlichen Teil, die Ostseite war unbebaut. Die ganze Süd- und Westseite war mit Privathäusern besetzt, die zu beiden Seiten des Altböterberges, der Schmiede- und der Burgstraße (der heutigen kleinen Ritterstraße) lagen. Als feste Residenz diente die Stettiner Burg den Fürsten damals noch keineswegs, sie zogen mit ihrer Hofhaltung im Lande umher und nahmen in Städten und Klöstern ihr wechselndes Quartier. Auch der Herzog Bogislaw X. führte in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung ein solches Wanderleben; in Wolgast, Rügenwalde oder Ükermünde weilte er mit besonderer Vorliebe. Als er sich aber 1491 mit der polnischen Königstochter vermählte, richtete er seinen Hof in glänzenderer Weise ein, als es bei seinen Vorfahren Brauch gewesen war. So ward zunächst das Gebiet des Schlosses erweitert und dann nach einem heftigen Konflikte, den er mit Stettin hatte, dasselbe bedeutend vergrößert. Es ward zunächst am Altböterberge das sogenannte „neue oder große Haus“ in den Formen des untergehenden gotischen Stiles mit zierlich gebündelten Giebeln errichtet und mit vergoldeten Wetterfahnen in Greifengestalt geschmückt. Es enthielt Pracht- und Festräume mit der unteren großen Hofstube und dem oberen Tanzsaale. Jene war mit fünf glatten, aus Eichenholz gefertigten Säulen geschmückt, die eine prächtig geschnitzte Balkendecke trugen. Sie ist als einer der wenigen Reste von dem Bogislaw-Bau noch heute erhalten und ziert jetzt den Raum, der das Altertums-museum beherbergt. Auch der Turm an der Westseite dieses Hauses, der als Gefängnis diente, stammt aus dieser Zeit. Den großen Schloßhof begrenzte im Westen ein Gebäude, in dem sich die Kanzlei, das fürstliche Gemach und die Ritterstube befanden. In der Mitte befand sich eine Durchfahrt. An der Südseite der Schloßkirche war ein kleines Haus für die Hofapotheke errichtet, daneben befand sich der Eingang in das Gotteshaus, vor demselben der freistehende Glockenturm. An die Kirche lehnte sich das Wagenhaus, und auf dem heutigen Münzhofe stand der Pferdestall. Die Westseite an der kleinen Ritterstraße war fast ganz frei, nur ein Bau für die fürstliche Hausrentei lag dort. Nach der Pelzerstraße war die Schloßfreiheit durch einen Planenzaun, nach dem Altböterberge durch eine Mauer abgegrenzt. Alle Gebäude waren mit zierlichen

gotischen Giebeln geschmückt. Küche, Back- und Brauhaus lagen an der Ostseite nach der Frauenstraße zu.

So hat das fürstliche Haus bis auf einzelne Veränderungen und Umbauten, die z. B. 1538 erfolgten, längere Zeit bestanden, bis dann 1577 Herzog Johann Friedrich einen großartigen Umbau vornahm, der dem Schlosse die im wesentlichen noch heute erhaltene Gestalt gab.

Machtvoll und stattlich lag der große Bau auf der Höhe der Stadt und ragte weit über sie hinaus. An dem schönen Ausblicke auf das reich belebte Oberthal und seine Wasserflächen haben sich gewiß oft die Herren und Frauen, die in dem Schlosse ein- und ausgingen, erfreut. Ein wenn auch nicht gerade glänzendes, so doch der Fürsten würdiges Leben und Treiben spielte sich in den Räumen ab. Manches freudige Fest mit Waffenspielen, Reigen und nicht am wenigsten mit echt pommerischen Mahlzeiten und Trintgelagen, aber auch nur zu häufige Trauerfeiern und Leichenzüge, bei denen die Särge in der herzoglichen Gruft von St. Otten beigesetzt wurden, haben dort stattgefunden. Zahlreiche fürstliche Gäste aus Brandenburg, Mecklenburg, Sachsen oder Braunschweig haben dort gewohnt und an dem frischen, derben Leben teilgenommen. Nur zu bald aber ging das alte Herrschergeschlecht in unheimlicher Schnelligkeit dahin, fremde Gewalthaber zogen in sein Haus ein. Versunken und vergessen ist es nur zu sehr in dem Lande, in dem es Jahrhunderte lang machtvoll und kräftig gebot. Wenig und dürftig sind die sichtbaren Erinnerungszeichen an die pommerische Herzogsfamilie, am mächtigsten aber spricht von ihr das alte Stettiner Schloß. Sorgen wir dafür, daß diese Sprache nicht ganz ungehört bleibt, gedenken wir auch bisweilen an das alte Greifengeschlecht, das aus slawischem Blute entsprossen sein Volk vom Heidentum zum Christenglauben und zum evangelischen Bekenntnisse führte! Erfreuen wir uns der markigen und kraftvollen Persönlichkeit eines Bogislaw X. und seiner Zeitgenossen, der treuen Diener und Männer, die einst in Krieg und Frieden, in Not und Wohlergehen des Landes Geschichte lenkten und Deutschtum und Christentum auch hier an des Reiches Nordgrenze bewahrten!

V.

Vom dreißigjährigen Kriege und dem großen Kurfürsten.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, seit dem Augsburger Religionsfrieden 1555, herrschten in Deutschland im allgemeinen, wenigstens äußerlich Friede und ruhige Entwicklung, wenn auch im geheimen sich die Keime neuen Streites und erbitterten Haders mehr und mehr ausbildeten. In Stadt und Land hob sich der Wohlstand; Handel und Verkehr standen zwar nicht mehr auf der früheren Höhe, aber waren immerhin noch bedeutend genug, die Kunst erfreute sich aller Orten einer nicht geringen Blüte, auch geistiges Interesse zeigte sich in weiteren Kreisen. Trotz dieses scheinbaren Aufsteigens deutscher Kraft lag ein oft kaum geahntes Gefühl bedrückenden Zwiespaltes und ernster Sorge über dem Geschlechte und ließ die Freude am Dasein nicht recht aufkommen. Die tiefe Scheidung, die durch die Reformation im deutschen Volke eingetreten war, wurde im Laufe der Zeit immer größer, als nach den raschen Fortschritten des Protestantismus ein Stillstand und ein Rückschritt desselben eintraten, weil die römische Kirche verjüngt und neu gefestigt durch das Tridentiner Konzil daran ging, den verlorenen Boden zurückzuerobern. Die Ohnmacht des Reiches nahm mehr und mehr zu, während in den Territorien die Macht der Fürsten wuchs, ohne daß immer ihr Verständnis für das Wohl und Wehe der Unterthanen in gleicher Weise sich steigerte. Die Kluft zwischen den Regierern und den Regierten wurde nicht kleiner, sondern erweiterte sich überall. Der Einfluß des Auslandes wuchs in politischer und geistiger Beziehung gar deutlich, von allen Seiten griff fremde Herrschaft in deutsches Gebiet ein.

In der römischen Kirche bildete sich die Macht des Jesuitenordens gewaltig aus, in der lutherischen herrschte eine strenge Orthodoxie, die im verwandten Calvinismus den ärgsten Feind des Christentums erblickte.

So bahnte sich allmählich das furchtbare Verhängnis, das im 17. Jahrhundert über das deutsche Volk hereinbrach, seinen Weg. Auf die Zeit verhältnismäßig glücklichen Friedens und Wohlstandes folgen die furchtbaren Kriegsjahre mit dem schrecklichsten Niedergang, den je ein Land erfahren hat. Sie brachten eine Zerrüttung aller Verhältnisse, einen Zusammensturz aller Dinge, eine Vernichtung aller Kultur zu Stande, aus der das Volk sich nur mühsam und langsam erholen konnte. Zerstört wurden die erfreulichen Anfänge oder die Blüte der Kunst und des Kunsthandwerks, dahin ging der Wohlstand, der in deutschen Ländern herrschte, verödet lagen weite Gebiete, zerfallen zahlreiche Ansiedlungen, vernichtet ward die Kulturarbeit der fleißigen Vorfahren, ausgelöscht die Flamme geistigen Lebens, kurz eine Kulturvernichtung war eingetreten, wie sie uns in der Geschichte sonst kaum begegnet. Daneben steht auch der politische Verfall Deutschlands, in dem fremde Gewalthaber mehr geboten als der Kaiser und die eigenen Fürsten. Schwer hatte das Land nach dem großen Kriege unter dem Joche der Fremdherrschaft zu leiden, und erst sehr allmählich erwachsen aus dem allgemeinen Niedergange und nach dem furchtbaren Schläge, der auch das Nationalgefühl und Selbstbewußtsein der Deutschen tödlich getroffen hatte, eine neue Kraft und ein neugeborenes Gefühl der eigenen Würde. Dies entstand vor allem in einigen norddeutschen Territorialstaaten und nicht am wenigsten, allerdings unter manchen Schwankungen, in dem wie aus einer Läuterung aus dem Kriege hervorgegangenen Brandenburg, dessen Kurfürst Friedrich Wilhelm eine der hervorragendsten, ja vielleicht die bedeutendste Persönlichkeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird.

Von allen deutschen Ländern ist Pommern mit am meisten durch die Leiden des großen Krieges betroffen, ja in seinen letzten Jahren spielte das Land am Meere eine ganz besonders wichtige Rolle. Um kein Land hat sich der große Kurfürst in der langen

Zeit seiner Regierung so viel gemüht, wie um Pommern, ein Ziel seines politischen Strebens. Vom dreißigjährigen Kriege in unserem Lande will ich heute erzählen und damit verbinden eine Darstellung von dem heißen Ringen und Mühen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm um die Herrschaft im einstigen Herzogtume der Greifen. Viel wird dabei von Krieg und Kriegsgeschrei, von Verwüstung und Raub, von Not und Elend die Rede sein müssen, werden wir doch in die Zeit geführt, von der heute noch das Kinderlied singt:

„Pommerland ist abgebrannt.“

Einige Jahrzehnte vorher erfreute sich das Land, das in zwei Herzogtümer Wolgast und Stettin geteilt war, einer seltenen Blüte. Ein angesehenes Herrschergeschlecht mit zahlreichen Gliedern gebot im Lande in Friede und Freundschaft mit den Nachbarn. Wohlstand und Wohlergehen zeigten sich auch hier. Geistiges Leben that sich kund, wie nie zuvor im Lande; die 1456 begründete und nach der Reformation neu organisierte Universität Greifswald stand in früher kaum gekannter Blüte, gelehrte Schulen waren in den größeren Städten, in Stralsund, Stettin, Greifswald, Stolp, und a. a. O., gegründet, Anfänge für Unterricht und planmäßige Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend waren gelegt. War die einst so gewaltige Hanse in entschiedenem Niedergange, in den sie vornehmlich durch die Konkurrenz der Niederländer und Engländer, sowie durch eine neu eingetretene Änderung im Handelsverkehr geraten war, und auch der Höhepunkt der selbständigen Entwicklung der Städte überschritten, so herrschte dennoch dort noch reges Treiben und Leben, das erst allmählich vor einer gewissen Trägheit und Gleichgiltigkeit der Bürger wich. Erlitten auch einzelne Gemeinden, wie z. B. Stettin und andere, durch den großen Bankerott des Handelshauses der Loyzen, die einst von ihrem prächtigen Wohnhause auf dem heutigen Schweizerhofe aus fast wie die Augsburger Fugger im Lande herrschten, ganz furchtbare Schläge, so war das Selbstgefühl der Städte noch keineswegs geschwunden. Auch die Lage der Ackerbau treibenden Bevölkerung war im allgemeinen nicht schlecht, wenn es auch hier nicht an schweren Rückschlägen fehlte.

Im Herzogtum Stettin gebot von 1569 bis 1600 Johann Friedrich, ein gar prachtliebender Herr, der in seinem stattlich ausgebauten Schlosse nicht gerade zum Nutzen des Landes prächtig und herrlich Hof hielt. Kinderlos sank er ins Grab, aber sein Bruder Bogislaw XIII., der später nur drei Jahre im Stettiner Lande gebot, hatte die stattliche Nachkommenschaft von sechs Söhnen und fünf Töchtern. Zu Wolgast führten von 1569 bis 1592 Ernst Ludwig und nach ihm bis 1625 sein Sohn Philipp Julius die Regierung, im allgemeinen glücklich, doch nicht immer zum Segen ihrer Unterthanen. In den ersten Jahrzehnten aber des 17. Jahrhunderts begann ein unheimlich schnelles Sterben der Angehörigen des Herzogshauses, das den abergläubigen Zeitgenossen so unheimlich erschien, daß es nur das Werk teuflischer Bosheit und verbrecherischer Zauberverthaten sein konnte. Mußte doch in Folge dieses Wahnes von der Macht der Hexen, der damals auch in Pommern so viele Opfer forderte, 1618 die unglückliche Sidonia von Borke das Schaffot zu Stettin besteigen. Fragen wir nach einer natürlichen Erklärung für das rasche Hinsiechen der Glieder des Greifengeschlechtes, so werden wir kaum fehl gehen, wenn wir der unseligen Trunksucht, die damals auch unter diesen Fürsten in erschreckendem Maße herrschte, eine nicht geringe Schuld zuschreiben. Ohne Erben verstarben alle sechs Söhne Bogislaws XIII. Von den zur Regierung gelangten ging zuerst dahin Herzog Philipp II., unter allen pommerschen Fürsten der einzige, der reges Interesse für Kunst und Wissenschaft zeigte. Durch weite Reisen nach der Sitte der Zeit vorgebildet, huldigte er der damals bei vielen Herren herrschenden Neigung, allerlei Kunstgegenstände und Raritäten zu sammeln. In dem heute noch durch eine darauf bezügliche Inschrift gekennzeichneten Westflügel des Stettiner Schlosses errichtete er eine Art von Museum, in dem er, unterstützt durch seinen Agenten und Freund Philipp Hainhofer aus Augsburg, eine wertvolle Sammlung nach dem Geschmacke der damaligen Zeit zusammenbrachte. Von den vielen Gegenständen ist heute nicht viel mehr als der prachtvolle pommersche Kunstschrank im Berliner Kunstgewerbemuseum erhalten. Für die Geschichte seines Landes bewies Philipp nicht geringes Interesse. In seinem Auftrage oder mit seiner Unterstützung arbeiteten

daran Männer, wie der gelehrte Theologe Daniel Cramer, der kenntnisreiche Jürgen Valentin Winther, der tüchtige Bürgermeister Paul Friedeborn, der geschickte Geograph Eilhard Rubin, zu denen sich dann auch unser braver Stettiner Rektor Johann Mikraelius gesellte. Es herrschte damals am Stettiner Fürstenhofe überhaupt ein reges geistiges Leben, aus dem zwar nicht großartige dauernde Werke entstanden, in dem aber ein Kreis ernster, am Schmieden lateinischer oder deutscher Verse sich erfreuender Männer thätig war.

Auf Philipp folgte sein Bruder Franz, der aber bereits nach zwei Jahren starb. Sein Bruder Bogislaw XIV. trat die Regierung im Herzogtum Stettin an. Er sah 1620 den letzten seiner Brüder Ulrich, der als evangelischer Bischof im Stifte Kammin herrschte, und 1625 seinen Vetter Philipp Julius von Wolgast ins Grab sinken. So vereinigte der letzte Sproß des Greifenhauses noch einmal die Herrschaft über das ganze Land in seiner Hand, zu einer Zeit, als das Unwetter heranzog, das so fürchtbar über Pommern niedergehen sollte.

Schon Jahre hindurch tobte der große Krieg in den deutschen Landen und verwüstete weithin die Fluren. Pommern erfreute sich noch immer des Friedens. Ein gewisses Gefühl der Sicherheit und eine große Sorglosigkeit herrschten daher im Lande. Der Herzog Bogislaw war wohl ein frommer, gutmütiger Mann, der das Wohl seiner Unterthanen wollte, aber ein Schwächling an Geist und Körper, unentschlossen und zaghaft, ohne Willen und Thatkraft. So geschah nichts im Lande zur Verbesserung der Zustände, nichts zu einer ernstlichen Vorbereitung auf die drohende Kriegsgefahr. Als dann bereits 1626 eine Überflutung des Landes durch Mansfeldsche Scharen und durch schwedische Truppen des Königs Gustav Adolf drohte, da trat mau wohl in Verhandlungen, neues Leben in die veraltete Wehrverfassung zu bringen, aber über den Verhandlungen kam es nicht zu Thaten. Man wollte an der Neutralität des Landes festhalten, ohne auch nur irgendwie im Stande zu sein, dieselbe mit den Waffen zu verteidigen. Und als Wallensteins Generale an Pommerns Grenze erschienen und für ihre Soldaten Quartiere im Lande verlangten, da suchte wohl die pommerische Regierung auf jede Weise sich dieser Forderung zu

entziehen, aber was half es? Am 10. November 1627 mußte Bogislaw die Franzburger Kapitulation abschließen, durch welche acht, später zehn Wallensteinischen Regimentern die Aufnahme im Lande zugestanden ward. Es hub die „dreijährige Drangsal Pommerns“ an. Wie ein Heuschreckenschwarm kam das Heer hinein und verzehrte das Land. Ganz erschrecklich sind die Berichte darüber, wie die Soldaten hausten, wie Plünderung, Raub, Mißhandlung und Gewaltthat an allen Orten geschahen. Not und Elend herrschten bald überall, und alle Klagen verhallten ungehört. Auch an die Bedingungen der Kapitulation hielten sich die Gewalthaber nicht mehr, und der ohnmächtige Herzog war außer Stande, irgend etwas für seine Unterthanen zu thun. In diese traurige Zeit fällt wie ein heller Lichtblick das bekannte Verhalten der Stralsunder, die sich weigerten, eine Besatzung in ihre Stadt aufzunehmen und immer heftiger der Forderung Wallensteins widerstanden, je energischer er dieselbe stellte. Bald fand die Stadt Unterstützung beim Schwedenkönige Gustav Adolf, mit dem sie am 23. Juni 1628 ein förmliches Bündnis abschloß, eine That, die noch verhängnisvoll genug für Deutschlands Geschichte wurde. Alle Beschießungen und Bestürmungen der Stadt fruchteten nichts, Wallenstein selbst, der gewaltige Kriegsmann, konnte nichts ausrichten, Ende Juli hob er die Belagerung auf und zog mit seinen Kriegsscharen ab. Stralsund hatte so zum Teil gegen den Willen des Herzogs die Einquartierung abgewehrt, im Lande aber blieben die Truppen und vermehrten sich von Tag zu Tag. Bereits verlangten die kaiserlichen Offiziere Aufnahme in Stettin, da erschien als ein Retter aus dieser Not der Schwedenkönig Gustav Adolf, der bereits seit langem die Vorgänge in Pommern mit Aufmerksamkeit verfolgte und durch geheime Boten dort für seine Pläne wirken ließ. Gewiß nicht ohne selbstlose Absichten gerade auf das pommerische Land ist der König in den Krieg getreten, der schon anfang, für ihn bedrohlich zu werden, nicht ein uneigennütziger Wunsch, die bedrängten Glaubensgenossen zu retten, hat ihn dazu gebracht, das Schwert zu ziehen, aber thatsächlich ist das Vorgehen Gustav Adolfs, bei dem es unmöglich ist, politische Beweggründe von religiösen zu scheiden, für die Evangelischen Deutschlands der Anfang

zur Befreiung geworden. Am 26. Juni 1630 landeten die Schweden auf der Insel Usedom und rückten nach glücklichen Erfolgen auf den Oderinseln gegen Stettin vor. Bogislaw ward gezwungen, seine Stadt den Fremden zu öffnen, und mußte dann auch nach langen Verhandlungen am 4. September den Bündnisvertrag mit Gustav Adolf annehmen, bei dem den treuen Pommern ganz besonders die Bestimmungen, die für den Fall des unbeerbten Abscheidens des Herzogs getroffen waren, schwere Sorgen und Gewissensbedenken machten. Seit diesen Tagen waren die Schweden die Herren im Lande. Es gelang ihnen, dasselbe von der kaiserlichen Besatzung zu befreien. Bei Greifenhagen und Garz wurde namentlich heftig gekämpft. Erst im Sommer 1631 verließ der König selbst Pommern, um seinen kurzen Siegeslauf durch die deutschen Lande anzutreten und nur zu bald den Tod zu finden. Die Schweden aber blieben im Lande, so sehr der Kurfürst von Brandenburg sich auch bemühte, sein sicheres Recht auf das Herzogtum geltend zu machen. Immer schwieriger wurden die Verhältnisse, zumal Bogislaw bald in schweres Siechtum verfiel, das ihn ganz unfähig zum Regimente machte. Dazu kam, daß bald nach der Nördlinger Schlacht die Gefahr der Annäherung eines kaiserlichen Heeres wuchs. So brach nun erst recht die Kriegsnot über das Land, das bald von Schweden und Kaiserlichen in gleicher Weise zu leiden hatte. Es ist nicht möglich, im Einzelnen auf die unendlichen Kämpfe und Verhandlungen einzugehen, auch verlohnt es sich kaum der Mühe. Am 10. März 1637 starb Herzog Bogislaw XIV., der letzte männliche Sproß des alten Greifenhauses, im Schlosse zu Stettin, dem Wohnsitz seiner Vorfahren, in dem er längst ein Fremdling geworden war. „Wie liegt das Land so wüste, das voller Volk war? Pommerania ist wie eine Witwe, die vor eine Fürstin war, und nun dienen muß. Es ist Niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste. Alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde geworden.“ So klagt der treffliche pommersche Patriot Mikraelius.

Unzweifelhaft war jetzt der Kurfürst von Brandenburg Georg Wilhelm der rechtmäßige Herzog von Pommern. Aber die Schweden waren im Besitze des Landes und hielten daran fest; Gewalt ging

vor Recht. Noch gelang es den treuen Pommern durch eine Interimsregierung der herzoglich pommerschen hinterlassenen Räte die endgültige Besitznahme des Landes seitens Schwedens einige Zeit aufzuhalten, aber verhindern konnten sie dieselbe nicht. Daneben lastete der Krieg weiter schwer auf dem Lande, fast in abwechselnder Reihe waren es bald kaiserliche, bald schwedische Truppen, die gleich furchtbar hausten und das Mark des Landes verzehrten. Als dann allmählich die Friedensverhandlungen begannen, da war es mit am meisten die pommersche Frage, die einen Abschluß verzögerte. Niemals ist der Name unseres Landes mehr genannt als in den Tagen, in denen der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit zäher Energie und Festigkeit seine wohlbegründeten Ansprüche auf Pommern gegen schwedischen Übermut und Gewalt verteidigen mußte. Und doch ward er gezwungen, Schritt für Schritt zurückzuweichen vor der Übermacht der Fremden, die damals in Deutschlands Grenzen geboten. Was erreichte er endlich, als 1648 der Friede geschlossen ward? Mit Hinterpommern und dem Stifte Kammin mußte er sich begnügen und die reiche Entschädigung, die ihm für den anderen, besseren Teil zugestanden wurde, konnte ihm eins nicht ersetzen, wonach er sich vor allem sehnte, den Zugang zur Ostsee und einen brauchbaren Hafen, um am Welthandel teilzunehmen. Statt des heißbegehrten Stettin mußte er sich begnügen mit dem kleinen Hafen von Kolberg. Und erst allmählich wurde er wirklich Herr in seinem neuen pommerschen Gebiete, nur langsam verließen die Schweden dasselbe, ja, zu ihrem vorpommerschen Besitze behielten sie auch noch einen Landstrich rechts von der Oder zur Sicherung ihrer Stadt Stettin.

So ward Pommern zwischen Brandenburg und Schweden geteilt. Noch aber stand seit siebenzehn Jahren die Leiche des letzten Herzogs, des unglücklichen Bogislaw XIV., unbestattet im Schlosse zu Stettin. In den schweren Tagen des Krieges hatte sich niemand gefunden, dem Leßtking des Greifenstammes die letzte Ehre zu erweisen. Jetzt vereinigten sich zu diesem Werke die beiden Herren des Pommerlandes. Am 25. Mai 1654 ward unter großem Trauergepränge die Leiche Bogislaws in die Gruft seiner Ahnen in der Schloßkirche zu Stettin versenkt. Das alte Siegel wurde

zerbrochen und an die neuen Herren gegeben, die Selbständigkeit des Landes war für immer dahin, die Einheit für lange Zeit verloren, bis sie wieder zustande kam unter dem Scepter der Hohenzollern, von denen der erste jetzt festen Fuß in Pommern faßte.

Friedrich Wilhelm hatte bereits als Knabe in Wolgast an dem Sarge seines großen Oheims, des Königs Gustav Adolf, gestanden und Pommerns Trauer um den Helden gesehen. Später hielt er sich mehrere Monate am Hofe seines Oheims, des Herzogs Bogislaw, in Stettin auf, um das Land und seine Bewohner kennen zu lernen, über die er nach altem Erbrechte dereinst zu herrschen berufen war. Schon damals soll er eine sonderliche Neigung auch für Stettin gefaßt haben. Dann als er 1640 die Regierung im unglücklichen Brandenburg antrat, war seine Seele von der Hoffnung eingenommen, durch die Erwerbung Pommerns einen entscheidenden Schritt zur Herrschaft an der Ostsee zu thun. Aber wie ward sein Vertrauen auf Schweden getäuscht! Nachdem er aber wenigstens in Hinterpommern Herr geworden war, richtete er seine Regierung dort mit Energie und Umsicht ein. Schon begann er die furchtbaren Schäden des Krieges auszubessern, schon bemühte er sich, den Wohlstand der neuen Unterthanen zu heben, da brachen die furchtbaren Zeiten des Krieges wieder über das Land ein. Im schwedisch-polnischen Kriege wurde es wieder heimgesucht, als es kaum angefangen hatte, sich etwas zu erholen. Nicht nur Durchzüge von Truppen thaten ihm große Schäden an, auch Waffengänge und Kriegszüge hatte Schwedisch-Pommern zu erleiden, als im Wechsel der Verhältnisse 1659 kaiserliche und brandenburgische Truppen vor Stettin erschienen und vom 26. September bis zum 16. November die Stadt belagerten und beschossen. Doch die schwedische Besatzung hielt tapfer Stand, der Angriff wurde abgeschlagen. Der König Karl XI. belohnte die Stadt, die treu zu der neuen Herrschaft gehalten hatte, dadurch, daß er ihr ein neues Wappen mit der Königskrone verlieh. Dies Ehrenwappen Stettins ist heute noch an der Orgel der St. Jakobikirche angebracht und prangt jetzt wieder in erneutem Glanze, um Zeugnis davon abzulegen, daß einst in schwerer Zeit die Bürger dem geleisteten Eide treu für ihren König, mochte er auch ein Fremdling sein, Gut und Blut einsetzten.

Aber bald kamen noch schwerere Zeiten über unsere Stadt und unser Land. Während der Kurfürst Friedrich Wilhelm am Rhein gegen die französischen Truppen kämpfte, fielen auf Veranlassung Ludwigs XIV. die Schweden von Pommern aus in die Mark ein. Mit Ungestüm kehrte er in sein Land zurück und schlug die Feinde am 18. Juni 1675 bei Fehrbellin. „Jetzt könnte ich ganz Pommern bekommen,“ sagte er, als er die Nachricht von dem schwedischen Einfalle erhielt, und nun machte er sich daran, dies Wort zu verwirklichen. Er rückte, zwar oft gehemmt durch seine wenig zuverlässigen Bundesgenossen, wirklich in Pommern ein, nahm Wolgast und besetzte die Inseln Usedom und Wollin.

Im Frühjahr 1676 begannen die Schweden den Kampf von neuem, und auch der Kurfürst beschloß, jetzt den Krieg nach umfassendem Plane aufzunehmen. Es galt ihm vornehmlich, Stettin, den Hauptstützpunkt der schwedischen Macht, einzunehmen. Bereits im April wurde öffentlich jede Verbindung mit der Stadt für Hochverrat erklärt. Um dieselbe ganz abzuschneiden, wurden zunächst Anklam, Demmin, Garz und Löcknitz belagert und eingenommen. Im August rückten die Brandenburger gegen Stettin vor, besetzten mit leichter Mühe Damm und begannen, die Stadt zu beschießen. Der Kurfürst selbst hatte sein Hauptquartier in Krefow. Trotzdem die Kriegsmacht, die er vor Stettin sammelte, nicht unansehnlich war, waren die Erfolge der Brandenburger gering, da die schwedische Besatzung von ausdauerndem Mute erfüllt war. Schon hatte die Stadt ein mehrfaches Bombardement ausgehalten und manchen Schaden erlitten, aber auf eine Aufforderung, sich zu ergeben, erklärten Kommandant und Rat einmütig, daß sie Leib und Gut opfern wollten, um die Stadt der Krone Schweden zu erhalten. Der Kurfürst kam bald zu der Erkenntnis, daß er in diesem Herbst die Festung nicht mehr bezwingen werde, zumal da das eintretende schlechte Wetter ein längeres Verweilen der Truppen im Felde nicht mehr zuließ. Am 2. November befahl er den Regimentern, aufzubrechen und in die Winterquartiere zu gehen. Eine Anzahl von Truppen mußte auch im Winter alle Zugänge nach Stettin besetzt halten. Voll Freude war man in der Stadt über die Aufhebung der Belagerung und rief dem abziehenden Kurfürsten höhrend nach,

warum er so eilig davonziehe. Mit großer Zuversicht aber antwortete er, er wolle schon zeitig genug wiederkommen und sie besuchen.

Und er kam wieder. Während des Winters traf er gewaltige Vorbereitungen, um eine zweite Belagerung der Oderfestung energischer durchzuführen. Geschütze, Pulver, Belagerungswerkzeuge wurden nach Küstrin geschafft und dann im Mai 1677 die Oder abwärts geführt. Eine gar stattliche Belagerungsarmee zog sich um die auch im Winter blockierte Stadt zusammen, und am 7. Juli langte der Kurfürst selbst mit stattlichem Gefolge im Lager bei Güstow an, einige Tage später ward sein Hauptquartier auf die Höhen von Pommerensdorf verlegt. Dort im Süden der Stadt lag die Hauptmacht der Brandenburger, während im Norden bei Grabow Rüneburgische Regimente ihr Lager hatten. Eine Cernierungslinie stellte im Westen die Verbindung her.

Die Stadt Stettin mit etwa 5000 Einwohnern hatte damals noch den Umfang, den sie im Mittelalter gehabt hatte, doch war sie von Gustav Adolf mit neuen Festungsanlagen versehen, neue Wälle waren in stattlicher Höhe erbaut, die trockenen Gräben tiefer gelegt. An der Oder waren im Süden und Norden starke Bastionen mit großen Außenwerken angelegt. Im Südwesten lag als vorgeschobenes Fort die Sternschanze, dort, wo heute noch der Name Fort Preußen an ein später angelegtes Befestigungswerk erinnert. Die Besatzung der Festung bestand nur aus etwa 2300 Mann, Kommandant war der tapfere und energische Generalleutnant Johann Jakob von Wulsen. Zur Verteidigung waren auch die Bürger verpflichtet, die in elf Kompagnien verteilt waren. War auch die Bürgerschaft entschlossen, ihre von Schweden erlangten Handelsvorteile zu verteidigen und sich als Lutheraner nicht dem kalvinistischen Kurfürsten zu ergeben, so erlahmte der Eifer, als es immer ernster wurde, doch allmählich, und zwischen Garnison und Bürgerschaft, zwischen dem Kommandanten und dem Räte kam es zu manchen verdrießlichen Reibereien. Ebenso wie von brandenburgischer Seite einige Schiffe zur Abspernung des Hafens auf der Oder und dem Dammischen See verwandt wurden, so stellten auch Bürger mehrere Fahrzeuge dem Kommandanten zur Verfügung.

Ehe Friedrich Wilhelm seinen Angriff begann, versuchte er, die Bürgerchaft auf gütlichem Wege für sich zu gewinnen. Die Schweden, so schrieb er ihnen, seien Feinde des Reiches und hätten ihr Recht auf Pommern verloren. Widerstand sei nicht Treue, sondern Verachtung der Befehle des Kaisers und des Reiches. Ergäben sich die Bürger, so werde er alle ihre Privilegien erhalten; er werde die Stadt ungern feindlich behandeln, denn er habe in ihr einen Teil seiner Jugend zugebracht, und sie sei ihm besonders wert. Beharre man dagegen in der Widerseßlichkeit, so werde auch er die Stadt nicht schonen. Die Stettiner wiesen aber stolz jede Verhandlung mit dem Feinde ab.

Im kurfürstlichen Lager faßte man den Beschluß, die Festung auch vom rechten Oderufer anzugreifen und vor allem die wichtige Straße nach Damm zu besetzen. Dahin konnte man nur gelangen, wenn man sich durch die sumpfigen Wiesen hindurch arbeitete. Der Generalmajor von Schwerin erhielt den Auftrag zu diesem schwierigen und gefährvollen Werke. Bei Güstow ließ er eine Brücke über die Oder schlagen und bahnte sich dann mit unglaublicher Mühe einen Weg etwa eine Meile lang durch die morastigen Wiesen. So gelangte er am 14. Juli zum Blockhause an der Dammschen Straße und nahm dasselbe ein. Von dort ging er gegen die Zollschanze an der großen Reglitz vor, welche die Schweden alsbald aufgaben. Schwerin konnte nun gegen die Lastadie vorrücken, die durch Festungswerke geschützt war. Bald lag er vor der Parnitz und warf dort zur Beschießung große Batterien auf. An der Stelle Schwerins übernahm bald der Oberst von Schönning hier das Kommando.

Die vollkommene Einschließung der Stadt war erst gegen Ende des Juli beendet. Da begann dann auch am 14. August das Bombardement von allen Seiten. „Dadurch entstand ein so graufames Donnern und Krachen, als wenn Himmel und Erde einfallen wollten.“ Am 16. August traf eine glühende Kugel von der Sternschanze aus die Marienkirche oben im Turm und setzte ihn in Brand. „Der Wind wehete heftig, und der Brand war nicht zu löschen. Denn das feine Kupfer, womit die Schwedische Milddigkeit den Turm bedeckt hatte, floß denen, die da retten wollten,

auf die Leiber.“ Von der Marienkirche flog die Flamme auf die Peterskirche und verbrannte Turm, Glocken und Dach bis aufs Gewölbe. Auch das Gymnasium und drei Kirchenhäuser bei St. Marien wurden in Asche gelegt.

Auf den traurigen Tag folgte eine ähnliche Nacht. Zwei glühende Kugeln trafen mitten in den Turm der Jakobikirche; schnell stand auch er in Flammen. Fürchterlich leuchtete die ungeheure Brandfackel durch die Nacht. Der hohe Turm stürzte mit entsetzlichem Krachen und Brasseln samt den Glocken durch das zerschmetterte Dach und Gewölbe bis in die Kirche hinunter, so daß die Flammen bis in die Gräber drangen. Der Kurfürst ließ sein Bedauern über die Vernichtung der Gotteshäuser aussprechen, hoffte aber, daß sie anderen Sinnes geworden seien und in eine Übergabe willigen würden. Jedoch alle Bedingungen wurden zurückgewiesen. „Können wir unserem Könige nicht die Häuser und Kirchen überliefern, so wollen wir ihm doch die Wälle und Mauern defendieren.“

Infolgedessen dauerte die Beschießung im August und September fort, und die Werke der Belagerer kamen trotz mancher Ausfälle der Schweden der Stadt immer näher. Es begann damit ein langwieriger Minenkrieg, dessen Einzelheiten zu verfolgen hier kein Interesse hat.

Im Anfange des Octobers waren die äußeren Befestigungen fast gänzlich unbrauchbar gemacht. Es galt für die Besatzung jetzt vornehmlich, die eigentlichen Festungswerke selbst zu verteidigen. Unermüdllich sorgte General von Wulsen für energische Abwehr und stetige Wachsamkeit. Von den Bürgerkompagnien erfuhr er schon geringere Unterstützung, sie mußten oft genug ermahnt werden, den ihnen obliegenden Wachtdienst wirklich zu versehen. Von zwei Bürgern, dem Kaufmann Wichenhagen und dem Schiffer Pust, wird mancherlei erzählt, wie sie sich bei der Verteidigung ihrer Vaterstadt hervorthaten, doch es läßt sich nicht im einzelnen feststellen, was davon auf Wahrheit beruht.

Am 24. October traten Rat und Bürgerschaft im Beisein des Kommandanten zu einer Beratung zusammen, in der Wulsen zu weiterem Widerstande aufforderte. Doch es zeigte sich bereits

ein großer Zwiespalt unter den Bürgern, obgleich die, welche für Kapitulation waren, es doch noch nicht recht wagten, ihre Meinung offen auszusprechen. Bisher hatte man wohl noch auf Entsatz durch die schwedischen Truppen des Grafen Königsmarck gerechnet, allmählich schwand diese Hoffnung immer mehr, und die Brandenburger drangen Schritt für Schritt vor. Groß war der Eifer des Kurfürsten, endlich die Festung zum Falle zu bringen. Überall war er thätig und setzte sich kaltblütig den Gefahren aus. Als sein Adjutant ihn einst bat, ein wenig für sich Sorge zu tragen, antwortete er: „Wann hast Du gehört, daß ein Kurfürst von Brandenburg getödet sei?“ Im November trat Frostwetter ein, das die Belagerungsarbeiten nicht wenig hinderte. Man riet dem Kurfürsten, die Belagerung aufzuheben. „Ich will mich lieber hier begraben lassen,“ so gab er zur Antwort, „ehe ich weggehe.“

Bald drangen die Belagerer zu dem letzten Hauptwalle vor dem Graben und der Stadtmauer empor. Hier kämpften sie im Handgemenge gegen die Feinde. Mehrere Wochen stand der Kampf auf dieser Linie still. Im Anfange des Dezembers gelang es den Brandenburgern, die letzte Hauptfeste an der Südseite der Stadt, welche die Schweden bis dahin noch besetzt hatten, einzunehmen. Nur der Graben und die Mauer trennten sie noch von der Stadt. Auch die Lüneburger waren bis dicht vor die Mauer vorgedrungen.

In Stettin herrschte furchtbares Elend. „Keine Gasse“, so heißt es in einer gleichzeitigen Beschreibung, „war, da man ungehindert gehen konnte, weil halbe und ganze Giebel durch das abscheuliche Schießen in dieselbe gestürzt lagen. Es war kaum ein Haus in der ganzen Stadt, das nicht zu Grunde verdorben war; kaum zehn oder zwanzig Stuben waren in allen übrigen Häusern brauchbar, alles hatten die Granaten zerschmettert, voraus war so vieler Kirchen und Gotteshäuser gänzlicher Ruin kläglich anzusehen, und sahe alles einer Verwüstung ähnlicher als einer bewohnten Stadt.“ Von den Einwohnern sollen mehr als 2000 erschossen sein, die schwedische Besatzung war bis auf ein Häuflein von 300 Mann zusammengeschmolzen, auch der Pulvervorrat neigte sich zu Ende. Als im Dezember der Kommandant die Bürgerkompagnien

befragte, ob er einen Sturm abwarten oder kapitulieren solle, lehnten die meisten offen oder verblümt eine Teilnahme an der Verteidigung ab und forderten dringend die Kapitulation. Deshalb wandte sich General von Wulsen am 22. Dezember an den ihm befreundeten brandenburgischen General von Ende und bat ihn um Vermittelung beim Kurfürsten. Als bald wurden die Feindseligkeiten eingestellt, und am 26. Dezember wurden die Kapitulationsbedingungen unterzeichnet. Der schwedischen Besatzung wurde freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren bewilligt. Die Stadt sollte von aller Gewaltthat verschont bleiben, bei ihren Rechten und Privilegien erhalten, auch in Religionsfachen keine Veränderung vorgenommen werden.

Der Einzug des Siegers und die Huldigung der neuen Unterthanen konnten nicht sofort ins Werk gesetzt werden, da es längerer Zeit bedurfte, die mit Trümmern bedeckten Straßen wieder gangbar zu machen. Am 6. Januar fand der feierliche Einzug statt. Auf dem Schloßplaz, dem Kohl- und dem Roßmarke nahm die ganze Bürgerschaft in guter Ordnung Aufstellung. Durch das Passowische Thor kam der Zug mit großem militärischem Prunke. Dort überreichte der Rat dem Kurfürsten die Schlüssel der Stadt. In der Schloßkirche fand feierlicher Gottesdienst statt, nach demselben nahm der Oberpräsident Otto von Schwerin den versammelten Bürgern den Huldigungseid ab. Am Abend verließ Friedrich Wilhelm wieder die Stadt und kehrte bald darauf nach Berlin zurück voll Freude über den Sieg, den er sogleich an alle Fürsten verkündete. Ungeheures Aufsehen hat damals die Belagerung und Eroberung der starken Oderfestung gemacht, sie galt als eine militärische Leistung ersten Ranges und ist in Bild und Wort damals unendlich oft behandelt. Doch die Stadt, deren Name in jenen Tagen weithin bekannt und berühmt wurde, war in ihrem Wohlstande schwer geschädigt. Zwar verließ ihr der Kurfürst manche Erleichterung und Beihülfe, doch lange Jahre ist der furchtbare Schlag, der sie getroffen, nicht verwunden. Wenn wir heute beklagen, daß alle die mittelalterlichen Bauten, die es doch einst hier gab, dahin sind, daß Schloß, Kirchen und Rathaus nichts von dem alten Schmucke, der einst gerühmt ward, behalten haben, in den

furchtbaren Herbsttagen des Jahres 1677 ist das alles in Schutt und Asche gesunken. Bis vor wenigen Jahren war der uns allen noch zu wohl bekannte Turmstumpf der Jakobikirche mit den vier kleinen Giebtürmchen ein rechtes Erinnerungszeichen an jene Zeit; freuen wir uns, daß heute der Turm wieder stolz aufragt wie vor 1677, daß gerade jetzt der Erneuerungsbau, den die opferwilligen Bürger Stettins nach der furchtbaren Zerstörung vom 17. August 1677 in den nächsten Jahren nur notdürftig vornehmen konnten, in umfassender Weise vollendet und das alte Gotteshaus in würdiger Form neu erstanden ist.

Aber alle diese schweren Verluste, alle diese Mühen und Anstrengungen waren schließlich umsonst. Nachdem der große Kurfürst in weiteren siegreichen Feldzügen die Schweden ganz aus Pommern und Preußen verjagt hatte, mußte er schließlich im Frieden von St. Germain, zu dem ihn, den von seinen Bundesgenossen verlassenen Fürsten, der allmächtige Ludwig XIV. 1679 zwang, alle Eroberungen bis auf einen kleinen Landstrich am rechten Oderufer wieder herausgeben. Auch Stettin kehrte unter die Schwedenherrschaft zurück und blieb noch fast vierzig Jahre dem deutschen Vaterlande entfremdet.

Groß waren der Zorn und der Grimm des brandenburgischen Kurfürsten, daß zum zweiten Male für ihn Stettin verloren war, und als er die Feder zur Unterschrift in die Hand nahm, soll er seufzend gesagt haben: „Ich wünschte, ich hätte nie schreiben gelernt.“ Zugleich aber gab er der Hoffnung Ausdruck, daß das, was ihm nicht gelungen, einer seiner Nachkommen erreichen werde.

Auf dem Schloßhose steht eine Bronzestütze des großen Kurfürsten, ein gar seltsames Denkmal, wie es scheint, für den, der der Stadt so tiefe Wunden beigebracht, aber doch in Wahrheit wohl an seinem Plaze in Stettin, für das sein Herz so warm geschlagen, das er mit heißem Kampfe für sich gewonnen, dann wieder hat fahren lassen müssen. Gewiß hat in den Tagen der Belagerung von 1677 kaum ein Bürger in der Stadt den Widerspruch, daß ein deutscher Fürst die Bewohner einer deutschen Stadt mit Gewalt zur Rückkehr zu Deutschland zwingen mußte, so empfunden, wie es unser Landsmann Hans Hoffmann in seinem

großen Roman „Wider den Kurfürsten“ tief ergreifend darstellt, aber das unbewußte Gefühl, daß Stettin mehr zu Brandenburg als zum fremden Schweden gehöre, hat unzweifelhaft es zahlreichen Bürgern einst leicht gemacht, den Brandenburger als ihren Herrn anzunehmen. In manchen Liedern ist damals die Eroberung Stettins als seine Vermählung mit dem großen, heftig um die Braut ringenden Freier verherrlicht und gepriesen, und keiner der Dichter ahnte, daß diese Vereinigung von nur kurzer Dauer war. Doch nach dem für ganz Pommern und sonderlich für Stettin schweren 17. Jahrhundert mit dem dreißigjährigen Kriege und der Belagerung von 1677 kamen im 18. Jahrhundert bessere Zeiten, in denen wenigstens auch Mittelpommern dem Staate angegliedert ward, zu dem es seiner ganzen natürlichen Lage nach gehörte, und in dem auch für Stettin die Wünsche in Erfüllung gingen, die ein Dichter von 1678, wenn auch in schwerfälliger Form, so doch aus warmem Herzen in folgenden an die Stadt gerichteten Versen aussprach:

Du wirst bei Ihm der Freiheit Glanz
nicht schwächen noch verlieren.
Es wird der grüne Ehrenkranz
noch Deine Stirne zieren.
Du bleibst ein Glied am deutschen Land,
so wie Du bist gewesen,
hier wird gewiß nicht sein ein Stand,
der nicht Dein Lob soll lesen.

Drum bleib, Stettin, in Gottes Hut,
Du edle Oderkrone!
Er segne Dich an Seel und Gut!
Den Preis hast Du zum Lohne,
daß Du dem großen Friederich
Dich ehrlich hast vermählet.
Gott führt die Seinen wunderbarlich,
in keiner Sach er fehlet.

VI.

Aus der Zeit der drei preussischen Könige Friedrich Wilhelms I., Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III.

Mächtig emporstrebend der rote Adler von Brandenburg, dahinsiechend der nordische Löwe von Schweden, das ist die Signatur der Zeit im Ausgange des 17. Jahrhunderts. Schon hat Brandenburg die noch vor wenigen Jahrzehnten in ganz Europa am meisten gefürchtete schwedische Kriegsmacht bei Fehrbellin, in Pommern und Preußen niedergeworfen, schon hat es im Lande am Meere festen Fuß gefaßt, während Schweden nur Dank der Unterstützung durch Frankreichs König, in dessen Abhängigkeit es mehr und mehr gerät, seinen Besitz an der Oder und in Vorpommern noch erhalten hat. Es ist aber kaum zweifelhaft, daß die zusammenbrechende Macht sich dort nicht mehr lange wird behaupten können. Zwar nimmt sie gerade 1700 scheinbar einen neuen Aufschwung, als der heißblütige Karl XII. in schnellem Siegeslaufe die drei Feinde niederwirft, die sich zum Sturze Schwedens zusammengethan haben. Aber nur von kurzer Dauer ist dieser Glanz, der noch einmal einen nordischen König umstrahlt, eigene Schuld führt nur zu schnell seinen und seines Landes Niedergang herbei. Dahin ist bald Schwedens mächtige Herrschaft auf der Ostsee, wenn es auch noch 100 Jahre Besitz in Pommern behauptet und diesen letzten Rest seines einst weit größeren Gebietes in Deutschland mit einer gewissen Zärtlichkeit und rücksichtsvoller Freiheit fast stets behandelt.

An Schwedens Stelle trat am baltischen Meere Brandenburg, seit 1701 das Königreich Preußen. Seine Geschichte im

18. Jahrhundert ist gekennzeichnet durch die Regierung der beiden Könige Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., wie man zu sagen pflegt, des größten inneren und des größten äußeren Herrschers aus dem Hause der Hohenzollern. Doch erschöpfen diese kurzen Charakteristiken keineswegs den Inhalt der Thätigkeit der beiden Monarchen. Unendlich reich an fruchtbaren Keimen, an großen Erfolgen, an Gewinn innerer und äußerer Kraft sind die Jahre von 1713—1786, ja, in ihnen ist das neue Staatswesen, dem Friedrich I. einen gemeinsamen Namen und die ihm zukommende Würde gegeben, erst wirklich ausgebaut und ausgebildet, so daß es dann selbst nach den furchtbaren Stürmen im Zeitalter Napoleons I. und nach dem schrecklichen Zusammenbruche wiedergeboren werden und zu neuem Leben erstehen konnte. König Friedrich Wilhelm III., an Größe und Bedeutung freilich den beiden Vorfahren nicht wenig nachstehend, ist der dritte preußische König gewesen, dessen Regierung für Pommern von größter Bedeutung geworden ist.

Deshalb möchte ich heute zum Schlusse meiner Bilder aus Pommerns Geschichte diese drei preußischen Könige Friedrich Wilhelm I., Friedrich den Großen, Friedrich Wilhelm III. in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen und ihre besonderen Beziehungen zu Pommern hervorheben. Bietet diese Darstellung auch kein zusammenfassendes einheitliches Bild, da es gilt, eine Zeit von etwa zwei Jahrhunderten in Kürze vorzuführen, so giebt uns doch trotz aller Verschiedenheit die Einheitlichkeit und der Zusammenhang des preußischen Königshauses und der Geschichte seines Landes ein Band, das die einzelnen Abschnitte zusammenhält. Gerade hierbei wird sich Gelegenheit genug finden, im besondern auf Stettin und seine Geschichte einzugehen und auch auf die Denkmäler aufmerksam zu machen, welche von der Wirksamkeit der drei Könige für unsere Stadt Zeugnis ablegen.

Was der große Kurfürst erhofft und ersehnt hatte, das gelang seinem Enkel bald nach seiner Thronbesteigung. Während der Schwedenkönig in kindischem Troz und Eigensinn fern von der Heimat in der Türkei saß, brachen seine Feinde aus Rußland, Polen und Dänemark immer heftiger über sein unglückliches Land ein. Auch nach Schwedisch-Pommern kamen Moskowiter und

Sachsen, besetzten unter anderem Anklam und erpressten dort ungeheure Lieferungen. Wieder hausten fremde Scharen in dem so oft vom Kriege heimgesuchten Lande. Vor Stettin erschienen im Frühjahr 1712 russische Truppen auf kurze Zeit und hielten einige Monate die Stadt blockiert.

Als am 25. Februar 1713 König Friedrich Wilhelm I. die Regierung in Preußen antrat, ging sogleich sein Bestreben darauf, zu verhindern, daß sein pommerisches Land durch einen Krieg, an dem er nicht teilnahm, beschädigt werde. Ihm kam deshalb ein Antrag des Herzogs Karl Friedrich von Holstein, des voraussichtlichen Thronfolgers in Schweden, sehr erwünscht, der von den Dänen angegriffen sich an Preußen wandte. Er versprach, für den Fall, daß er die schwedische Krone erhalten werde, dem Könige von Preußen die Abtretung von Stettin und Vorpommern bis an die Peene. Zunächst aber, so schlug er vor, sollten die pommerischen Festungen von holsteinischen und preussischen Truppen besetzt werden. Auf Grund dieser Zusagen wurde am 22. Juni 1713 ein Vertrag abgeschlossen, der auch beim Zaren Peter Billigung fand. Als dann aber der schwedische Gouverneur Baron Johann August Meyerfeldt Stettin übergeben sollte, weigerte er sich dessen auf das entschiedenste. Darauf rückten russische und sächsische Truppen im August gegen die Festung vor, die sich in schlechtem Verteidigungszustande befand und nur eine schwache Garnison besaß. Am 23. August kamen die ersten Kugeln in die Stadt geflogen. Am 13. September Abends ward das wichtige Außenwerk, die Sternschanze, genommen. Obgleich an Entsatz nicht zu denken war, lehnte es Meyerfeldt ab, die Stadt zu übergeben, da er von seinem Könige eigenhändige Ordre habe, den Ort zu maintainieren. So kam es am 28. September zum Bombardement, das der Feind aus allen Batterien eröffnete, „als ob Himmel und Erde vergehen wollten.“ In wenigen Stunden stand ein Teil der Stadt in Flammen, an Löschern war nicht zu denken. Namentlich wurden die große und kleine Wollweberstraße, die Mühlen (Luifen-)straße und der Hofmarkt hart betroffen. Am Nachmittage wurde ein vorläufiger Stillstand abgeschlossen, der förmliche Abschluß fand am 29. September statt, und Meyerfeldt war jetzt bereit, die Festung an

holsteinische und preussische Truppen zu übergeben. Am 6. Oktober rückten 1600 Preußen in Stettin ein, am nächsten Tage erschien Friedrich Wilhelm I. selbst dort und übernahm förmlich die Verwaltung des Landes bis zur Peene gegen die Verpflichtung, den nordischen Verbündeten die Kosten der Belagerung zu ersetzen und dafür zu sorgen, daß von Pommern aus keine Feindseligkeiten gegen sie ausgeübt würden. Dafür wurde das Land von den Feinden befreit, von denen namentlich die Russen sich ein übles Andenken geschaffen hatten. Sie hatten Garz und Wolgast ausgeplündert und wollten im März 1713 Anklam auf Befehl des Zaren anzünden. Nur durch einen Zufall wurde die Stadt gerettet, nachdem sie freilich eine gründliche Plünderung hatte über sich ergehen lassen müssen.

Als Karl XII. im November 1714 nach abenteuerlichem Ritte aus der Türkei in Stralsund angelangt war, weigerte er sich nicht nur die Übernahme der Verwaltung Mittelpommerns durch den Preußenkönig zu genehmigen, sondern verlangte sogar in törichtem Troze die sofortige Räumung des besetzten Gebietes. Da blieb Friedrich Wilhelm I. nichts weiter übrig, als im April 1715 den Krieg zu erklären. Zunächst ließ er die noch in Stettin stehende holsteinische Besatzung entwaffnen und abführen, rückte dann mit 32 000 Mann, zu denen noch Dänen und Sachsen kamen, vor Stralsund und schloß die Stadt ein. Im November ging er nach Rügen hinüber und zwang durch die Besetzung der Insel bald auch Stralsund zur Kapitulation am 23. Dezember 1715. Darauf hatte der Krieg Friedrich Wilhelms mit Schweden thatsächlich ein Ende. Der bereits mit Holstein abgeschlossene Vertrag blieb in Gültigkeit, wenn sich auch Karl XII. bis zu seinem Tode vor Frederikshal (1718) weigerte, in die Abtretung Mittelpommerns bis zur Peene zu willigen. Dann aber wurde im August 1719 der vorläufige und am 21. Januar 1720 der endgültige Friede zu Stockholm abgeschlossen, dem zufolge der preussische König Pommern bis zur Peene mit den Inseln Usedom und Wollin behielt und an die Krone Schweden zwei Millionen Reichsthaler zahlte.

So wurden Stettin und das pommersche Land bis zur Peene preussisch. An dem 1724/25 erbauten Berliner Thore in Stettin

befindet sich eine lateinische Inschrift, in der König Friedrich Wilhelm in einer für ihn sehr charakteristischen Weise die Erwerbung der Stadt verewigt hat. In deutscher Übertragung heißt es dort: „Friedrich Wilhelm, König von Preußen, hat das Herzogtum Stettin, welches den brandenburgischen Kurfürsten abgetreten, den Herzogen von Pommern zu Lehn wiedergegeben, durch besondere Zügung an die Schweden gekommen war, kraft rechtmäßiger Verträge und für einen richtigen Preis bis an die Peene gekauft, erworben und für sich wiedergewonnen im Jahre 1719 und hat dies Brandenburger Thor erbauen lassen.“

Sein altes angestammtes Recht betont hier der stolze König, der in vollem Bewußtsein seiner ihm durch Gottes Gnade verliehenen Würde seines hohen Amtes waltete. Als Selbstherrscher, der seine Souveränität stabilisierte wie ein rocher de bronze, führte der energische, oft gewaltthätige Herr ein gar strenges Regiment, aber trotz aller äußeren Rauheit war er voll wahrer Liebe für seine Unterthanen und voll unerschütterlichen Wohlwollens namentlich für die, welche der Hilfe und Unterstützung bedürftig waren. Selbst von der äußersten Strenge gegen seine Person, stellte er auch an seine Unterthanen hohe Ansprüche und verlangte von ihnen energische Anspannung und Thätigkeit. Leicht hatten es daher auch die Pommern, die bisher unter dem milden Scepter Schwedens gestanden hatten, unter seiner Regierung nicht, aber geforgt hat er für sie wie ein rechter Landesvater. Ordnung brachte er in die Verwaltung der gesamten Monarchie wie der einzelnen Provinzen. Der träge Geschäftsgang der Behörden wurde in Präcision und Schnelligkeit umgewandelt, Reformen wurden eingeführt in der Armee, der Kriegsverfassung, der Justiz, dem Steuerwesen. In Pommern galt es vor allem auch die Schäden der Kriegsjahre durch Neuanbau und Kolonisation zu beseitigen. So ließ er im Uckerländischen Kreise in den Jahren von 1718—40 einen Landstrich, der mit Sümpfen, Morästen und Brüchen bedeckt war, entwässern und in fruchtbares Land verwandeln. Dann wurden dort Dörfer angelegt und mit Ansiedlern aus dem Auslande bevölkert. Viele der vertriebenen evangelischen Franzosen oder Salzburger befanden sich darunter. So entstanden dort die Dörfer Ferdinandsdorf,

Uchersleben, Blumenthal, Friedrichshagen, Wilhelmshfelde u. a. m. Königsholland nannte man einst dies Gebiet, um damit anzudeuten, daß die neuen Güter nach holländischer Art verwaltet werden sollten. Ähnliche Meliorationen wurden im Randowbruche vorgenommen. Die königlichen Ämter und Domänen richtete man so ein, daß sie als Musterwirtschaften gelten konnten. Für Vernichtung der Raubtiere, für Gartenbau und Baumzucht sorgte er und überzeugte sich dann auf seinen unaufhörlichen Reisen selbst, daß seine Maßregeln durchgeführt wurden, und prüfte, wo noch etwas zu bessern war. So erließ er bereits 1724 eine Ordre an das Generaldirektorium, in der er darauf hinwies, daß in Vorpommern die Wirtschaft besser sei als in Hinterpommern und daß im Lande zuviel Roggen gebaut werde. Auch seien die Kirchen im Lande in schlechtem Zustande, viele mit Stroh gedeckt; er befiehlt deshalb, darauf zu halten, daß sie repariert und mit Ziegeln gedeckt würden.

Fürsorge wurde von ihm getroffen für die Errichtung von Volksschulen, die Anlage von Wegen und Kanälen; Gewerthätigkeit und Industrie suchte er in den Städten und auf dem Lande zu schaffen oder zu beleben. Die kleinen Städte in Pommern fand er 1724 in sehr schlechtem Zustande, namentlich auch Demmin, Anklam und Pasewalk. Er ordnete sogleich an, daß binnen Jahresfrist in Pasewalk 100, in Demmin 60, in Anklam 20 Bürgerhäuser neu zu bauen seien. In die meist sehr zerrüttete und in Unordnung geratene Verwaltung der Städte, die noch ganz nach mittelalterlicher Art geführt wurde, griff der König mit fester Hand ein, stellte sie unter staatliche Kontrolle und beseitigte sehr arge Mißstände. Wo besondere Not war, da scheute der sonst so sparsame König keine größeren Ausgaben. Als 1718 Schloß, Rathaus und 297 Häuser in Köslin abbrannten, da ließ Friedrich Wilhelm der armen Stadt sofort jede mögliche Hülfe zu teil werden und unterstützte sie mit Geld, Baumaterialien und Steuererlaß, auch errichtete er zu ihrer Aushülfe das Hofgericht für die sogenannten Hinterkreise. Ihrer Dankbarkeit gab die pommerische Ritterschaft Ausdruck durch Errichtung eines Standbildes des Königs, das heute noch auf dem Marktplatze zu Köslin steht.

So ist König Friedrich Wilhelm für Pommern ein ganz besonderer Wohlthäter geworden, dessen Verdienste noch bei weitem nicht genügend anerkannt und bekannt sind. Für keinen Ort aber hat er mehr gethan, als für Stettin, dessen Erwerbung ihm sonderliche Freude bereitete, da er mit demselben „am commercio der weiten Welt teilnehmen“ wollte.

Fehlt es in unserer Stadt auch an einem Standbilde des Königs, der ihr größter Wohlthäter seiner Zeit war, so hat er sich selbst gar stolze Denkmäler gesetzt in den beiden stattlichen Thoren, dem neuen, das von 1724 an auf königlichen Befehl das Berliner Thor genannt ward, und dem Königsthor, das einst das Anklamer hieß. Beide sind gar prächtige Bauten, die nach des Königs Geschmacke mit den Insignien seiner Würde, antiken und modernen Kriegseblemen, Trophäen, Götterdarstellungen, Pilastern, Wappen und sonstigem architektonischem Schmucke geziert sind. Diese unter Aufsicht des holländischen Ingenieurs Cornelius de Walrave hergestellten Barockbauten sind noch heute die wertvollsten Denkmäler unserer Stadt. Sie erinnern ja nun fast noch allein an die großen Festungswerke, welche Friedrich Wilhelm von 1724 an anlegen ließ, um die neu erworbene Stadt zu einem Waffenplage ersten Ranges zu machen. Ganz gering sind heute nur noch die Reste von der großen Anlage mit Wällen, Wallgräben, Glacis und den Forts, von denen das Fort Wilhelm ganz verschwunden, das Fort Preußen wenigstens im Namen noch erhalten ist und das nach des Königs Freunde, dem Fürsten Leopold von Dessau, benannte Fort Leopold gerade jetzt bei der Bebauung des Terrains viel genannt wird. Älteren Stettinern aber ist die Anlage noch gar wohl bekannt; doch umfaßte die von Walrave und Gabriel de Prew geschaffene Befestigung noch nicht die Neustadt, sondern ging an der grünen Schanze zur Oder herab. Von den sonstigen zahlreichen Bauten, die Friedrich Wilhelm herstellen ließ, ist gleichfalls nur wenig noch erhalten. Verschwunden sind der gar stattlich von ihm erbaute Turm der Marienkirche, das große Proviantmagazin, an das nur der Name der Magazinstraße noch erinnert, das bekannte Wiglowsche Haus am Roßmarkt; gar erheblich verändert ist das Landhaus, das er den pommerschen Ständen schenkte. Erhalten

sind aus dieser Zeit noch die alte Kaserne an der Ecke des Königs- und Paradeplatzes, nicht wenige Häuser an diesen Plätzen und auf der Lastadie, zu deren Bau aus königlichen Kassen Unterstützung gewährt ward. Kennlich sind sie zumeist an der nüchternen, einfachen Ausführung. Von dem Könige rühren her mancherlei Bauten im Schlosse, in dem er 1721 die Huldigung der pommerschen Stände entgegennahm. Die Turmspitzen tragen noch heute den vergoldeten Namenszug, und die bekannte Uhr führt die Jahreszahl 1736 zur Erinnerung an den damals vollendeten Umbau. Ein Geschenk des Königs ist auch die Wasserkunst auf dem Hofmarkte, die 1729—1732 errichtet und mit Wasser aus den Kollbergen gespeist wurde.

So finden wir in dem sehr veränderten Stettin auch heute noch Spuren genug von der Thätigkeit des Königs, der die Stadt ganz besonders liebte. Auch für Gewerbethätigkeit und Industrie durch Etablierung einiger Zuckersiedereien (1720) und Anlegung einer französischen Kolonie (1721), für Handel und Verkehr suchte er nach Möglichkeit zu sorgen, wenn es ihm auch nur wenig glückte, den verloren gegangenen Unternehmungsgeist der Stettiner zu beleben und zu erwecken. Auf jeden Fall aber ist es Pflicht der Dankbarkeit, das Andenken an den einst oft verkannten und falsch beurteilten Monarchen gerade hier zu erhalten und nicht untergehen zu lassen. Die Stadt hatte 1720 etwa 6000, im Jahre 1740, als Friedrich Wilhelm starb, dagegen mehr als 12000 Einwohner. Das zeugt allein schon von seiner segensreichen Thätigkeit.

Auf den großen Vater folgte der größere Sohn. Friedrichs des Großen Thaten aber sind weit bekannter als die seines Vaters, freilich die Kriegsthaten mehr als die unermüdlige, segensreiche Thätigkeit des großen Monarchen im Frieden. Daß in den Kriegen Friedrichs auch die pommerschen Regimenter ihre Schuldigkeit thaten, bedarf wohl kaum einer ausdrücklichen Hervorhebung. Das 2. Kürassier-Regiment Königin, die ehemaligen Bayreuther Dragoner, tragen heute noch als Ehrenzeichen das Datum der Schlacht bei Hohenfriedberg, in der das Regiment eine Brigade von 20 Bataillonen zu Boden warf und 66 Fahnen eroberte. Ähnlich zeichnete sich bei Soor das Kösliner Regiment von Billerbeck aus. Was soll

ich nun noch viel sagen von den Heldenthaten pommerscher Soldaten in dem siebenjährigen Kriege? Bei Roßbach und Leuthen, bei Zorndorf und Kunersdorf, bei Liegnitz und Torgau und in zahllosen anderen glücklichen und unglücklichen Gefechten und Schlachten haben auch die Pommern ihre Schuldigkeit gethan. Und nicht gering ist die Zahl der Generale und Offiziere, die aus Pommern stammten und ihrem Könige treu bis zum Tode dienten. Ich erinnere nur an den Feldmarschall Kurt Christoph von Schwerin, den Sieger von Molwitz, der bei Prag todesmutig fiel, an unsern Dichter und Helden Erwald von Kleist, der bei Kunersdorf den Tod fürs Vaterland starb als der bekannteste von den 54 Gliedern seines Geschlecht, die im Kriege dahingingen, an des großen Königs Liebling und Freund, Hans Karl von Winterfeld aus Banzelow bei Demmin, der 1757 bei Moys zum Tode verwundet ward. Zahllos sind die Opfer, welche pommersche Adels- und Bürgerfamilien dem Vaterlande brachten.

Aber das Land selbst ist ja auch vom Kriege oft genug heimgesucht. An der Peene fanden die zahllosen Kämpfe und Gefechte mit den Schweden statt, die 1757 Preußens Feinden sich angeschlossen. Ist der Krieg dort auch nur in kleinem Maßstabe geführt, so daß der König beim Friedensschlusse mit Schweden spottend gesagt haben soll, er wisse eigentlich garnichts von einem Kriege mit ihnen, so hat das Land doch unter den fortgesetzten Beunruhigungen, Einquartierungen, Überfällen viel zu leiden gehabt, und die wenigen preußischen Truppen, vor allem Belling's Husaren, haben auf diesem kleinen Theater eine große Rolle gespielt. Gefährlicher war es in Hinterpommern, das von den Russen wiederholt besetzt und arg heimgesucht wurde. Und seit 1757 mußte der König in seiner Not die Verteidigung dieses Landesteiles fast ganz der freiwilligen Thätigkeit der Bevölkerung überlassen. Es wurden auf Kosten der Provinz zehn Bataillone Landesmiliz gebildet und unter schweren Opfern des Landes erhalten. Auch ihre Thaten in und um Kolberg, das 1758 und 1760 von den Russen vergeblich belagert, 1761 durch Proviantmangel zur Kapitulation genötigt wurde, ihre Streifzüge, ihr Wachtdienst in Stettin, ja, ihre Thätigkeit auch auf der See sind des Ruhmens

wohl wert. Daß dabei aber Land und Städte furchtbar zu leiden hatten, ist erklärlich. Soll doch das Städtchen Ragebuhr in dem Kriege dreiundzwanzigmal Plünderungen erfahren haben, soll doch die Einwohnerzahl des Landes um 72000 Mann abgenommen haben. Weite Strecken waren zur Einöde geworden, der Scheffel Getreide kostete nach dem Kriege viermal so viel als früher, Handel und Verkehr stockten.

Aber für solche Opfer zeigte sich der große König dankbar, der 1780 öffentlich aussprach: „Ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und man kann sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in der Verteidigung des Vaterlandes sowohl im Felde als zu Hause mit Gut und Blut beigestanden haben.“ Wie er schon vor dem großen Kriege von Beginn seiner Regierung an für das Land und die Hebung seines Wohlstandes gesorgt hatte, so mühte sich der Monarch später unablässig auch für diesen Teil seines Reiches. Alljährlich mit Ausnahme der Kriegsjahre besuchte er Pommern, um die Truppen zu besichtigen und sich zugleich persönlich von dem Zustande des Landes und seiner Verwaltung zu überzeugen. Alle Zweige der Volkswohlfahrt fanden bei ihm Beachtung. Zum Wiederaufbau der abgebrannten Dörfer wurde Bauholz gewährt, Saatkorn und Vieh verteilt, Erlass der Abgaben zugestanden. Für Verbesserungen auf Gütern und Ämtern durch Trockenlegung von Brüchen, Ablassen von Seen, Ansiedlung von Kolonisten, Gründung von Fabriken, Förderung des Handels sind vom Könige in den letzten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung allein in Pommern mindestens fünfsechshalb Millionen Thaler aufgewandt. Entwässert wurden der Oberbruch bei Garz, Greifenhagen, Stettin, Damm, Gollnow, der Thurbruch auf Usedom, die Blönebrücke u. a. Abgelassen oder tiefergelegt wurden die Madüe und die Neustettiner Seen. Kolonisten sind in Pommern mindestens 26000 aus der Pfalz, Mecklenburg, Polen, Schweden, Sachsen oder Schwaben in 159 Neugründungen angesiedelt, die zum Teil von der Regierung, zum Teil von Städten oder Privaten angelegt sind. Orte wie Fouquetin, Leopoldshagen, Finkenwalde, Wilhelmsfelde, Arnims- walde, Bedlitzfelde, Sydowsaue, Moritzfelde, Brenkenhofswalde,

Karolinenhorst, Eichelhagen, Friedrichsthal, Rattenhof, Amalienhof, Wilhelmshorst, Schwerinsthal und viele andere sind damals entstanden und erinnern noch in ihren Namen an die Zeit Friedrichs des Großen. Damit gingen manche Verbesserungen im landwirtschaftlichen Betriebe Hand in Hand. Bereits 1752 wurde ein Wirtschaftsreglement für die Ämter des Herzogtums Pommern und die Lande Lauenburg und Bütow erlassen. Viehzucht, Gartenbau, Seidenbau, Pferdezucht fanden Förderung. Seit etwa 1746 wurde der Bau der Kartoffel eingeführt, der anfänglich auf großen Widerstand stieß. Zur Unterstützung der Gutsbesitzer ward 1781 die pommersche Landschaft als Pfandbrief-Institut begründet. Weniger glückte der Versuch von 1763 zur Abschaffung aller Leibeigenschaften in Pommern. Vor dem Widerstande der Grundbesitzer mußte die Regierung zurückweichen, doch suchte der König immerhin die Lage der bäuerlichen Unterthanen durch Milderung der Dienste zu bessern.

Die Städte fanden bei ihm namentlich Hülfe durch Geldunterstützungen — Jakobshagen z. B. erhielt zum Wiederaufbau der abgebrannten Häuser 5000 Thaler —, durch Anlegung von Fabriken oder Beihülfe zu solchen. Lederfabriken in Anklam, Treptow, Greifenhagen, Wollfabriken in Lauenburg, Neustettin und an anderen Orten wurden auf Friedrichs Veranlassung begründet. Wohl keine Stadt ist ohne königliche Unterstützung geblieben. Für Hebung des Handels und des Verkehrs dienten namentlich der Bau des Finow- und des Bromberger Kanals, sowie des Swinehafens in den Jahren von 1740—46 und von 1763 an. An demselben entstand als jüngste der pommerschen Städte Swinemünde, das 1765 Stadtrecht erhielt.

Diese Anlage diente ganz besonders dem Aufblühen Stettins, dessen Einwohnerzahl bis 1786 auf 15 700 stieg. Die alten Privilegien der Niederlage, die so oft die Ursache langjähriger Feindschaft zwischen Stettin und Frankfurt gewesen waren, wurden aufgehoben und der freie Verkehr dadurch gefördert. Für Versicherung der Schiffe begann man zu sorgen. Besaß die Stadt im Jahre 1751 nur 79 Seeschiffe, 1762 gar nur 35, so gehörten 1786 bereits 147 dorthin. Und die Ein- und Ausfuhr der Stadt hob sich von dem Betrage von etwa 300 000 Thaler im Jahre 1739

bis auf fast viereinhalb Millionen im Jahre 1786. Ein Provinzial-Bankcontor und ein Kommerzkollegium wurden begründet. Es entstanden Tabakfabriken, der Grund zur Zuckerindustrie wurde gelegt, mannigfaltige Manufakturen unterstützt, kurz auch Handel und Industrie fanden Förderung seitens des großen Königs, wenn auch freilich die Zollpolitik seiner letzten Regierungsjahre dem Handel nicht günstig war.

Auf dem Königsplatze steht das schöne Denkmal Friedrichs des Großen, heute freilich nur noch in einer Nachbildung, während das kostbare Marmor-Original von Schadow im Landhause Aufstellung gefunden hat. Das Standbild, das als das erste für den großen König 1797 von den pommerischen Ständen auf Veranlassung des Ministers von Herzberg errichtet wurde, ist ein herrliches Zeugnis der Dankbarkeit der Provinz für den Herrscher, der die pommerische Nation als die erste Stütze des preussischen Staates ansah.

Auf den gewaltigen Aufschwung Preußens folgten ein Stillstand, in dem zwar äußerlich Stadt und Land einer großen Blüte sich erfreuten, aber innerlich an Kraft und Stärke zurückgingen, und dann nur zu bald der furchtbare Zusammensturz. Im Frühling 1806 hatten der König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise einige Zeit in Stettin geweilt im Glanze der Macht und des Ansehens zur Freude der getreuen Unterthanen, welche damals der Mühlenstraße zum Andenken an die geliebte Landesmutter den Namen Luisenstraße gaben und das Anklamer Thor fortan Königsthor nannten. Im Oktober brach das Friedericianische Preußen auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt zusammen. In denselben Tagen, in denen bei Prenzlau das Korps des Fürsten von Hohenlohe die Waffen streckte, am 29. Oktober, kapitulierte der Kommandant von Stettin, General von Romberg, vor einer kleinen Schar Franzosen, und die stark besetzte und wohlverwahrte Festung kam in die Hände der Feinde und blieb in ihrer Gewalt bis zum 5. Dezember 1813. Stettins siebenjährige Franzosenzeit ist eine Periode unfäglicher Drangsal, Not und Elends. Auf etwa sechs Millionen Thaler berechnet man, was die Stadt an Kontributionen, Geschenken für die französischen Generale, Quartierkosten u. s. w.

aufbringen mußte, ungerechnet des furchtbaren Schadens, den die einzelnen Bürger in Folge der Quartierlasten, der unaufhörlichen Truppendurchzüge, des Stockens von jeglichem Handel und Verkehr erlitten. Dazu kamen die Schäden an Gebäuden und Ländereien. Im Jahre 1811 brannte die alte Nikolaikirche nieder, welche von den Franzosen als Heumagazin benutzt wurde.

Ähnlich erging es dem ganzen pommerschen Lande, das von den Truppen Napoleons überschwemmt und wieder einmal ausgezogen und ausgeplündert wurde. Aber in dieser schweren Zeit leuchtete auch pommersche Vaterlandsliebe und Königstreue hier und dort hell empor. Wer kennt nicht die ruhmvolle Verteidigung Kolbergs, das sich Dank der Thätigkeit der Garnison unter Gneisenau und der Bürgerschaft unter Nettelbeck bis zum Tilsiter Frieden hielt und dem tief niedergedrückten Könige wieder einiges Vertrauen zu seinem Volke erweckte? Wer weiß nicht von den kühnen Heldenthaten eines Schill, der dann nach seinem von falschem Patriotismus eingegebenen Zuge in Stralsunds Straßen am 31. Mai 1809 das Ende fand? Wem ist nicht bekannt das patriotische Wirken unseres Ernst Moritz Arndt, der in Schwedisch-Pommern vom „Geiste der Zeit“ zeugte und unbeirrt durch manche Täuschung an seiner Überzeugung festhielt, um dann als einer der ersten mit Wort und That für das Werk der Befreiung zu wirken? Aber neben diesen Männern, die wir heute mit Stolz nennen, waren auch im Stillen viele einfache und hochgestellte Leute thätig, auf diese oder jene Weise den Feinden im Lande Schaden und Abbruch zu thun, wie der Unteroffizier Poppe, der Bauer Blex aus Stepenitz, die Leutnants von Marwitz, von Petersdorf, von Blankenburg, der wackere Schulze von Köpitz und viele andere, deren Thaten heute vergessen sind. Sie haben aber alle an ihrem Theile dazu beigetragen, daß trotz aller Noth die Hoffnung auf Freiheit nicht erlosch. Und als dann durch Yorks, auch eines geborenen Pommern, entschlossene That in den letzten Tagen des Jahres 1812 der erste Anstoß zu der Erhebung gegeben ward, und als bei den rauchenden Flammenzeichen das Volk aufstand und der König rief, da kamen auch die treuen Männer aus Pommern, zu kämpfen mit Gott für König und Vaterland!

Aber um Stettin, in dem im Februar 1813 eine Besatzung von 8 bis 9000 Franzosen oder Holländern stand, legte sich in diesen Frühlingstagen von neuem ein Belagerungsring. Im März schlossen russische und preussische Truppen die Stadt ein, deren Gouverneur Baron Grandeau erklärte, die Festung um jeden Preis halten zu wollen. Wie eigenartig lagen die Verhältnisse! Preußen standen vor einer preussischen Stadt, deren Bewohner nur zu gern den Landsleuten die Thore geöffnet hätten, wenn nicht die französischen Gewalthaber mit Strenge und Rücksichtslosigkeit jede patriotische Regung niedergedrückt hätten. Und während draußen die herrlichen Siege bei Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Dennewitz und dann auch bei Leipzig erfochten wurden, hatten die in ihrer Stadt zurückgebliebenen Stettiner wieder gar furchtbar zu leiden und mußten mit ansehen, wie die Umgegend von den preussischen Truppen notwendigerweise verwüstet, ja erleben, daß die Festung selbst beschossen wurde. Erst im November begannen die Verhandlungen, und endlich am 5. Dezember erschien für das schwer betroffene Stettin der Tag der Befreiung von langer Fremdherrschaft. Seitdem hat die oft heimgesuchte Stadt keine Feinde mehr in ihren Mauern gesehen außer den 1870/71 unfreiwillig dorthin gebrachten französischen Gefangenen, die an derselben Stelle, auf dem ehemaligen Exerzierplatze vor dem Berliner Thor und bei Perekow, untergebracht wurden, wo einst 1808 in einem großen Lager des Kaisers Geburtstag mit gewaltigem Pompe gefeiert war. Aber aus dem Napoleonsberge, den die Soldaten damals aufgeschüttet hatten, war ein deutscher Berg geworden, und auf ihm stand ein Denkmal, geschmückt mit dem eisernen Kreuze zur Erinnerung an die Freiheitskämpfe.

Auf dem Wiener Kongresse, der 1814/15 die Verhältnisse Europas neu zu ordnen hatte, spielte auch Pommern wieder eine Rolle. Der König von Dänemark hatte im Frieden von Kiel 1814 Norwegen an Schweden abtreten müssen. Er sollte hierfür aber durch Schwedisch-Pommern entschädigt werden. Da die Ausführung des Vertrages auf Schwierigkeiten stieß, so trat Preußen ein und schloß mit Dänemark einen Vertrag, in dem dieses

gegen das Herzogtum Lauenburg und eine Summe von etwa zweieinhalb Millionen Thalern auf die ihm zugedachten Länder verzichtete. Am 7. Juni 1815 erklärte auch Schweden sich mit der Abtretung seines Besitzes in Pommern an Preußen einverstanden und erhielt dafür dreieinhalb Millionen Thaler. Durch Patent vom 15. September 1815 ergriff König Friedrich Wilhelm III. Besitz von dem neuen Lande, nun in Wahrheit der Herzog von Pommern und Fürst von Rügen. So wurde das ganze Land nach einer Trennung von mehr als eineinhalb Jahrhunderten wieder vereinigt unter einem Herrn. Die Neuvorpommern, die anfangs aus der milden, nachsichtigen Herrschaft Schwedens nur widerwillig unter das strenge, energische preussische Regiment traten, lernten dann allmählich die Vorteile, die ihnen aus der Angliederung an den größeren Staat erwachsen, und die Vorzüge einer tüchtigen, zielbewußten Regierung kennen und schätzen, wenn auch eine gewisse Neigung zum Partikularismus jenseits der Peene sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Nach dem Eintreten des Friedens kamen dann auch die Neueinrichtungen und Schöpfungen, die seit 1808 in Preußen entstanden waren und zur Wiedergeburt des Staates geführt hatten, zu größerer Geltung und wurden, allerdings ohne die Hoffnungen aller zu erfüllen, allmählich weiter ausgebildet. Im Jahre 1816 wurde als neuer Verwaltungsbezirk die Provinz Pommern in dem Umfange, wie sie seitdem besteht, gebildet. An ihre Spitze trat als Oberpräsident der vom Niederrhein gebürtige Johann August Sack, ein wahrer Schüler und Freund des großen Freiherrn vom Stein. Sein Wirken in unserem Lande ist von großer Bedeutung gewesen. Er sprach selbst die Überzeugung aus, daß „solch ein Land und solch ein Volk jedes Förderungsmittels der Kultur wert sei.“ Ihm gelang es einigermassen, den partikularistischen Widerstand der Neuvorpommern zu brechen, er sorgte für Landwirtschaft und Handel. Der Ausbau des Swinemünder Hafens, die Anlage des dortigen Seebades waren sein Werk. Neue Wege wurden angelegt, Postverbindungen hergestellt, das erste Dampfschiff begann 1826 seine Fahrten auf der Oder. Alles in allem genommen erfüllte

Sack das Versprechen, das er einst gegeben hatte, in Pommern noch ein zweites und drittes Pommern in Kultur und Bevölkerung zu erschaffen. Das Andenken an den hochverdienten Mann darf in Pommern nicht untergehen. Wenn Sie wieder durch unsere, jetzt leider nur zu sehr verkleinerten Anlagen gehen, so werfen Sie auch einmal einen Blick auf das einfache, schlichte Denkmal, das in schöner Dankbarkeit die Stettiner Kaufmannschaft dem am 28. Juni 1831 dahingeshiedenen Oberpräsidenten errichtet hat. Und auf dem alten Kirchhofe ist sein Grab, das sich ursprünglich in seinem Garten an der Stelle des Bahnhofs befand, noch erhalten als eine Stätte der Erinnerung an den Mann, von dessen Thätigkeit sich heute noch Spuren auf den mannigfachsten Gebieten finden.

Seinem Könige aber, dem er so treu gedient, hat in Dankbarkeit die Stadt Stettin 1848 das durch Drake angefertigte Standbild auf dem Königsplage errichtet, dem Herrscher, unter dem das pommerische Land Not und Elend im Kriege, Segen und Wohlstand im Frieden reichlich erfahren hat.

Noch nicht ganz 62 Jahre sind seit Friedrich Wilhelms III. Tode dahingegangen, und doch kommt es uns oft vor, als sei dessen Zeit von der unsern durch eine weit größere Spanne getrennt. Welch ein Fortschritt, Welch ein Unterschied zwischen damals und heute! Wie hat sich das in seinen Tagen doch noch dürftige und beschränkte Preußen geweitet und ausgedehnt! Die Sehnsucht und Hoffnung, von der die Männer einst nur träumten, da sie offen kaum davon reden durften, ist erfüllt, durch Preußen ist das deutsche Reich gegründet, das nun auch schon unter Gottes Schutz drei Jahrzehnte in Frieden besteht und nach außen und innen zu hoher Blüte gekommen ist. An den Kämpfen, durch die diese politische Gestaltung geschaffen ist, haben auch Pommerns Söhne, getreu ihrem Könige Wilhelm, teilgenommen, des ist unser Kaiser- und Krieger-Denkmal ein stattliches Zeugnis. Die Segnungen, die daraus für das gesamte Vaterland erwachsen sind, sind auch Pommern gar erheblich zu Gute gekommen. Wie oft habe ich von Krieg und Raub, von Elend und Not, die das Land selbst getroffen haben, im Verlaufe meiner Ausführungen reden müssen, seit bald

90 Jahren herrscht Friede in unserer Heimat selbst, kein Feind hat sie betreten. Ist sie auch nicht von Unglück durch Unwetter und Sturm, durch Mißwachs und teure Zeit, durch Krankheit und Tod verschont geblieben, es wäre Unrecht, wenn wir nicht die große Entwicklung rühmen wollten, die Handel und Industrie, Landwirtschaft, Verkehr zu Wasser und zu Lande, Wohlstand und Einkommen, das tägliche Leben in Land und Stadt genommen haben. Es ist unmöglich, hier in Kürze auch nur die wichtigsten Momente hervorzuheben, aber ein Vergleich zwischen den Zuständen vor etwa 100 Jahren und heute, wie er leicht für jeden anzustellen ist, zeigt am deutlichsten den Fortschritt auf allen Gebieten des materiellen und geistigen Lebens.

Und nun unser Stettin, das 1845 durch Erweiterung der Festungswerke um die Neustadt vergrößert, 1873 den alten Ring durchbrach und sich in einer Weise ausgedehnt und verändert hat, daß es kaum wieder zu erkennen ist. Seit 1816 hat sich die Einwohnerzahl fast verzehnfacht, von 21500 auf 210000 gestiegen. Und was mehr besagen will, was ist aus der alten winkligen Stadt, die Ludwig Giesebrecht als „liebe feine Stadt im Teer“ besingt, geworden! Mit noch größerem Rechte als dieser unser heimischer Dichter können wir heute, wo Schmuckplätze, Hafenanlagen, prächtige Schulbauten, Hafenterrasse u. a. m. im Mittelpunkt des Interesses stehen, aus vollem Herzen singen:

Feiner wirst Du alle Tage,
Schöne Häuser wachsen auf,
Bäume draußen wie zum Hage
Um des Stromes stolzen Lauf!

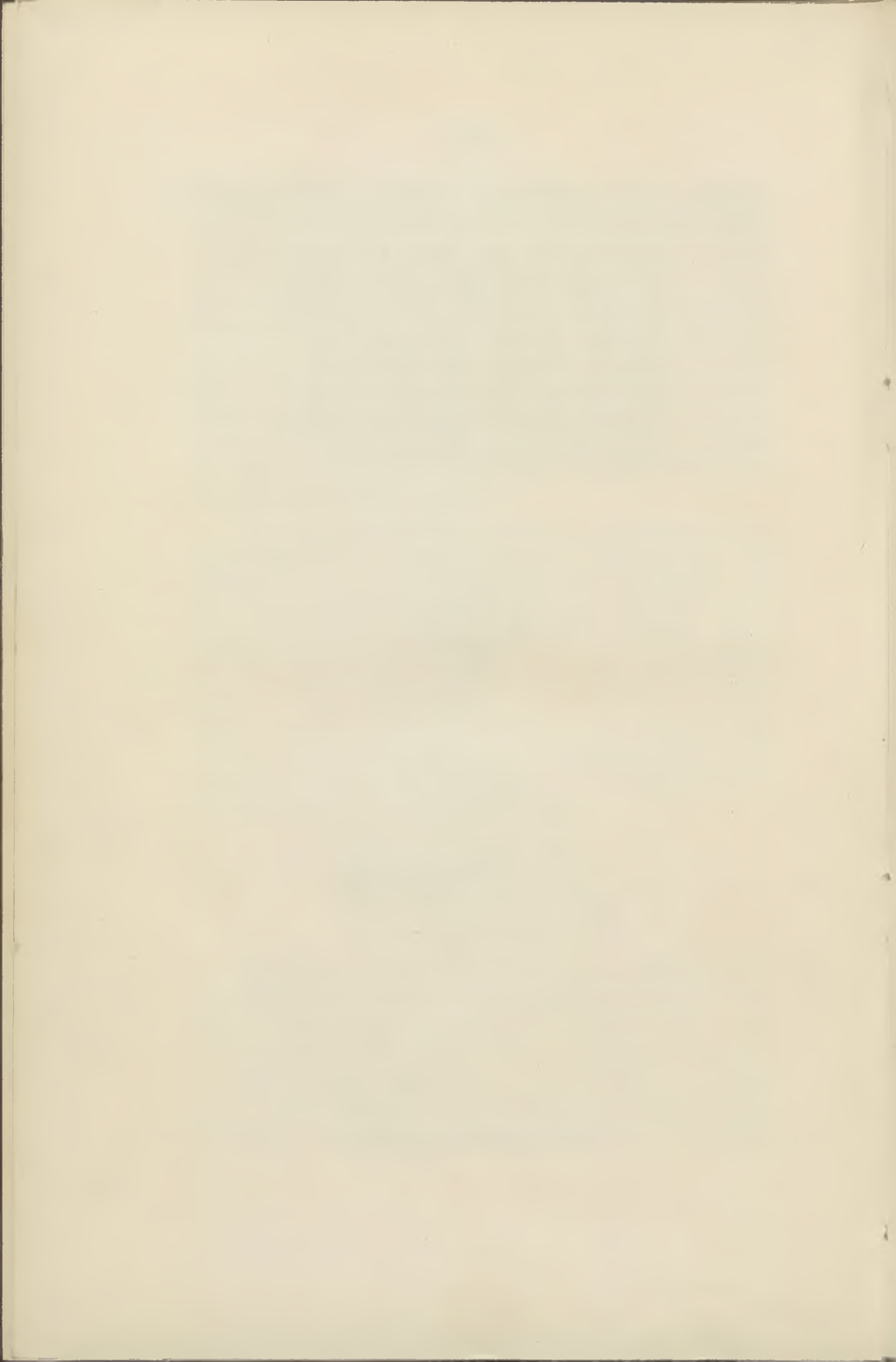
Ja, freuen wir uns unserer Zeit auch im Rückblick auf die Vergangenheit, aus der Ihnen hier wenige Bilder vorgeführt sind. Wenn dieselben einiges Interesse an der Vorzeit erweckt, einige Teilnahme für die Reste derselben erregt, ja, vielleicht auch Anregung zu eigenem Forschen gegeben haben, so ist das Lohn, der reichlich lohnet. Die Beschäftigung mit der Geschichte der Heimat erweckt unzweifelhaft auch Liebe zu derselben und lehrt ihre Eigenart

verstehen. Mit dem Verse der westfälischen Dichterin Johanna
Balk mag meine Darstellung ihren Abschluß finden:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der ihrem Wesen nachforscht, ihren Sitten,
Die Wege wandelt, die sie einst geschritten,
Zu ihnen rückwärts die Gedanken lenkt,
Dem die Geschichte seines Heimatlandes
Das Schönste, Wissenswerteste erscheint,
Der nie vergißt des wundersamen Bandes,
Das ihn mit jenem inniglich vereint!



TT 1548



Inhalt.

	Seite
1. Von der Christianisierung des Landes	1
2. Von der Germanisierung des Landes	18
3. Von der Hanfa und dem mittelalterlichen Städtewesen	34
4. Von Herzog Bogislaw X. und der Reformation	51
5. Vom dreißigjährigen Kriege und dem großen Kurfürsten	67
6. Aus der Zeit der drei preussischen Könige Friedrich Wilhelms I., Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III.	84

U1548

BIBLIOTEKA * * * * *
UNIwersytecka
1548
* * * * * W TORUNIU * * * * *

27